# Titelsorgen

„Wo ist denn der Meister schon wieder?"
„Er holt die Schachfiguren!"

Kuno Fischer im alten Heidelberg war nicht nur ein berühmter Professor der Philosophie, sondern auch Wirklicher Geheimer Rat. Respektvoll näherte sich ihm einst ein Student: "Wenn Exzellenz gestatten, möchte ich Exzellenz einmal besuchen, wenn Exzellenz einmal Zeit hätten, um ein Dissertationsthema mit Exzellenz zu — —"

Da aber unterbrach ihn Kuno Fischer und dozierte milde: "Nicht so oft 'Exzellenz', nur hie und da . . ."

*

Ein andermal verkündigte Kuno Fischer, der eines Akademikers allein würdige Titel sei der Doktor, und alles andere sei Mumpitz. Das liess sich ein junger Hörer nicht zweimal sagen, und als er den grossen Mann einst aufsuchte, begrüsste er ihn mit einem forschen "Guten Abend, Herr Doktor!"

Kuno Fischer war gelinde irritiert, diese ungewohnte Anrede zu vernehmen, die da so dreist ertönte, und er wies den Jüngling zurecht mit den Worten: "Der Arzt wohnt eine Treppe höher!"

*

In Budapest lebte einst ein Professor Schwarz, der auf seinen Hofrat-Titel gleichfalls grossen Wert legte. Als ihn bei einer Prüfung der Kandidat immerzu mit "Herr Professor" ansprach, fuhr ihn der ironisch an: "Sagen Sie doch gleich 'Schwarz' zu mir!"

*

Naiv stand der selige Possart, der Generalgewaltige des Münchener Theaters, zur Titelfrage. Als ihn nämlich ein Schauspielschüler mit "Meister" ansprach, winkte Possart ab und sagte gütig: "Warum immer 'Meister'? Das klingt so hochtrabend . . . Sagen Sie doch schlicht: Herr Generalintendant Geheimrat Professor Ritter von Possart!"

*

Frau Förster-Nietzsche, die Schwester Nietzsches, machte einst in Weimar einige Einkäufe in einer Buchhandlung. Wohin er die Bücher schicken dürfe? fragte der Gehilfe, der die berühmte Frau nicht kannte. Frau Förster-Nietzsche nannte ihren Namen und die Adresse. Am Nachmittag wurde bei ihr das Bücherpaket abgegeben. Auf dem Umschlag stand: "Für Frau Oberförster Nietzsche."

„Entschuldigen Sie, dass ich so ans Telephon komme...!"

## Klassisch

Der Herausgeber einer Zeitschrift veranstaltete eine Rundfrage über das Thema: „Wann ist ein Buch klassisch?"

Eine der eingegangenen Antworten lautete: „Wenn Leute, die nie hineingesehen haben, behaupten, sie hätten es gelesen."

## Handlesen

Ludmilla liest aus der Hand. Der Neugierige wollte es wissen.

„Was sehen Sie aus meiner Hand?"

Ludmilla betrachtet die Hand von allen Seiten: "Sie haben ein Verhältnis mit einer Manikure", sagte sie dann. „Aber Sie sind schon seit drei Wochen böse mit ihr."

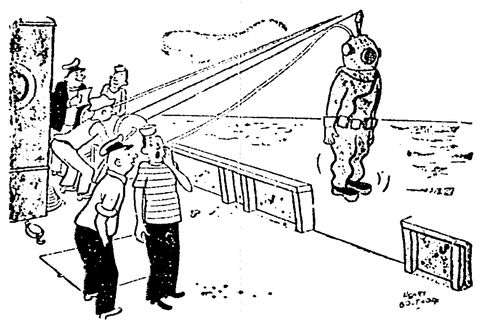
## Vorbild

„Du, Lausejunge, sollst nicht rauchen! Wenn Du jetzt schon rauchst, wirst Du niemals ein erwachsener Mann werden wie ich."

„Na, wissen Se, wenn ick wüsste, ick würde mal so'n mieses Jestecke wie Sie, denn möchte ick lieber jar nich erwachsen werden."

## Definitionen

Gewehr:
Eine Kind gebliebene Kanone.
Papiermesser:
Der Eunuch der Messer.
Romantiker:
Der Wiederverkäufer des Heimwehs.
Medium:
Der psychische Makler.
Geduld:
Das Hemdknöpfchen des Geistes.
Architektur:
Poesie im soliden Stadium.



„Der Taucheranzug ist leer. Klaus hat heute blau gemacht, aber der Kapitän weiss nichts davon."

## Statistik

Der alte Herr: "Es ist doch schrecklich. In New York wird jede halbe Stunde ein Mensch überfahren."

Die gute, alte Dame: "Was Sie nicht sagen! Ach, der arme Mensch!"

## Steuern

"Du, Hans, rächnisch du d'Hundsschtüür für de Bari zu de indirakte Schtüüre?"

"Natürlich! Lueg doch einisch das Hundli a, Guschti — u de versuech e mal, vo ihm direkt Schtüüre z'erhabe!"

## Rätselspiel

Ein Bauer und ein Professor sassen sich im Zug gegenüber. Die Fahrt war ziemlich langweilig. Der Bauer begann daher eine Unterhaltung, die bald in eine gemütliche Plauderei ausartete. — „Versuchen wir einmal, ein paar Rätsel zu lösen", schlug der Professor vor. — „Wenn ich ein Rätsel weiss, das Sie nicht lösen können, geben Sie mir fünf Pesos, und umgekehrt." "Schon recht", antwortete der Bauer, "aber da Sie gebildeter sind als ich, schlage ich vor, dass ich Ihnen nur drei Pesos geben muss, wenn ich verliere, einverstanden?" — „Gut", erwiderte der Professor, „Sie fangen an." — "Gut, welches Tier hat drei Füsse zum Gehen und zwei zum Fliegen?" — „Ich weiss nicht, hier haben Sie Ihre fünf Pesos. Wie heisst die Antwort?" — „Ich weiss auch nicht. Hier haben Sie Ihre drei Pesos", antwortete der Bauer.

## Die individuelle Schule

Jemand fragt ein kleines Mädchen, das von sehr modernen Eltern in einen sehr modernen Kindergarten geschickt wird, wie es ihm dort gefalle.

„Nicht besonders", antwortet das Kind „Ich muss dort den ganzen Tag machen, was ich will."

## Luftveränderung

„Hurra, der Wind hat sich gedreht!" ruft Mac Cullach seiner Frau zu.

„Warum freut dich denn das?"

„Na, jetzt bekommst du doch die Luftveränderung, die dir der Arzt so dringend verordnet hat!"

„Warum bleibst Du so lange vor diesem Schaufenster stehen?"
„Das sind die einzigen Männer, die mir zuhören..."

Wettlauf und Verbrecherjagd.

„Tanzen Sie gern, Fräulein?"
„Oh, leidenschaftlich!"
"Warum nehmen Sie dann keinen Tanzkurs?"

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 25. August — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1522 XL. Jahrg.

## EINSAM

*Von Berthold Viertel*

*Wenn der Tag zu Ende gebrannt ist,*
*ist es schwer, nach Hause zu gehn,*
*wo viermal die starre Wand ist*
*und die leeren Stühle stehn.*

*Besser ist's, mit den Verirrten*
*laut vereint zum Weine finden.*
*Elend lässt sich mit Gift bewirten,*
*und ein Blinder führt einen Blinden.*

*Freundin, Verlorene, ich könnte dich bitten,*
*aber du wirst mich um Geld erhören.*
*Und wir eilen mit ungleichen Schritten,*
*um uns tiefer noch zu zerstören.*

*Wer hat den Mut, ohne Rausch, ohne Blende*
*durch die leeren Pausen zu gehn*
*und einsam der Tageswende*
*in die erlöschenden Augen zu sehn!*

# PALÄSTINAS BODENVERHÄLTNISSE UND IHRE AUSWERTUNG

*VON WALTER CLAY LOWDERMILK*

Das nachstehende Kapitel ist dem soeben im Verlag Alemann y Cia. Ltda., S. A. G., Buenos Aires, erschienenen Buch des nordamerikanischen Bodenspezialisten Walter Clay Lowdermilk "Palästina, Land der Verheissung" entnommen und führt dort den Titel "Beispiele der Bodenverbesserung" (Kap. IX).

Eine arabische Legende berichtet, dass einstmals ein Engel mit einem Sack voller Steine über Palästina flog; plötzlich riss der Sack, und alle Steine wurden über die Hügel verstreut. Die wahre Geschichte lautet ganz anders. Einstmals waren die Höhen Palästinas mit guter roter Erde bedeckt und durch Wälder, allerlei Pflanzenwuchs und Terrassen geschützt. Dann wurden die Bäume geschlagen, die Terrassen vernachlässigt, der fruchtbare Boden wurde vom Regen fortgespült, und schliesslich blieben nur noch die Steine auf den Feldern. Ein Teil der von den Hängen heruntergewaschenen Erde wurde in den Tälern abgelagert, bebaut und nach und nach von den Giessbächen fortgespült; der grössere Teil der Erde wurde durch Hochwasser ins Mittelmeer getragen. Hier wurde das Erdreich durch die Wellen nach seinen Bestandteilen getrennt, die feinkörnigen Partikel trieben weiter ins Meer hinaus, während der schwerere Sand sich dicht an der Küste ablagerte und durch Wind und Wellen zu grossen Sanddünen aufgehäuft wurde. Diese wiederum verlegten den Wasserläufen den Weg, sodass die Küstenebene zum todbringenden Sumpfgebiet wurde, wo die Malaria das Land entvölkerte. Als in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die ersten jüdischen Siedler nach Palästina kamen, hatte das Land nur etwa 300.000 Einwohner, weniger als ein Fünftel der jetzigen Bevölkerung.

Als wir im Frühsommer über Palästina flogen, sahen wir unter uns graue, felsige Hügel, auf denen Herden von Schafen und Ziegen nach trockenen Blättern und Wurzeln suchten. Plötzlich bemerkten wir im Grau der Landschaft dort unten einen smaragdgrünen Flecken — dann noch einen und noch einen. Diese Flecken, erklärte man uns, waren typische jüdische Siedlungen. Mit ungewöhnlichem Mut und harter Arbeit hatten die Pioniere diese grünen Oasen geschaffen. Viele der Siedler hatten gegen Sümpfe und Malaria zu kämpfen, andere versuchten hartnäckig, Felder anzulegen, indem sie an scheinbar vollkommen unfruchtbaren Hängen wieder Terrassen bauten. Wieder andere waren jahrelang den Angriffen von Nomaden und Räubern ausgesetzt. Einige der Kolonien, darunter manche älteren, sind heute blühende und wohlhabende Dörfer, während andere noch mit dem unfruchtbaren, steinigen Boden zu kämpfen haben.

Von all den Schwierigkeiten, die die ersten jüdischen Siedler zu überwinden hatten, war die Malaria die schlimmste. Viele ihrer besten Leute fielen ihr zum Opfer, die Kinder kränkelten, und oftmals wurden die Siedler durch die Malaria vertrieben.

Die ersten, die sich diesem unerbittlichen Feind stellten und ihn schliesslich überwanden, waren die Gründer von Petach-Tikwa, einem Dorf, das im Jahre 1878 von Juden aus Jerusalem errichtet wurde, einige Jahre, ehe die Pioniere aus Europa zu kommen begannen. Das Land, das sie kauften, schien fruchtbar und gut bewässert zu sein, aber die Araber in der Umgebung sahen schwach und ungesund aus. Ein Arzt, den sie um Rat fragten, riet ihnen davon ab, sich in einer offensichtlich malariaverseuchten Gegend niederzulassen. Aber sie liessen nicht ab. "Trotzdem", sagten sie, "wir wollen es versuchen."

Nach zwei Jahren unablässigen Kampfes trieb sie die Malaria, die in den stagnierenden Tümpeln des nahen Flusses lauerte, nach Jerusalem zurück. Aber bald kamen sie wieder, errichteten ihre Häuser einige Kilometer vom Fluss entfernt, bebauten ihr Land und bekämpften die Malaria auf vielerlei Art. Sie pflanzten Eukalyptusbäume im Sumpfland, denn diese australischen Bäume absorbieren grosse Mengen von Feuchtigkeit. Sie drünierten einige der kleineren Sümpfe. Sie kauften und nahmen grosse Mengen von Chinin. Durch diese Massnahmen wurde die Malaria in der Gegend von Petach-Tikwa wenigstens teilweise niedergehalten. Vollkommen ausgerottet wurde sie nach dem letzten Krieg, als angemessene Kontrollmassnahmen ergriffen wurden, als Teil des umfassenden neuen zionistischen Aufbau- und Siedlungsprogramms. Diese Kontrollmassnahmen wurden in den letzten zwanzig Jahren dank den vereinten Bemühungen vieler Vereinigungen durchgeführt, wie American Joint Distribution Committee, Hadassa (die nordamerikanische zionistische Frauen-Organisation), Jüdischer Nationalfonds und Hebräische Universität.

Heute ist Petach-Tikwa die grösste jüdische Landwirtschaftssiedlung; zwanzigtausend Menschen leben dort, wo vor sechzig Jahren nur vierhundert vom Fieber verzehrte Fellachen wohnten. Die Nachkommen dieser Fellachen sind in der Gegend von Petach-Tikwa geblieben und haben an Zahl und Wohlstand beträchtlich zugenommen.

Die Siedlung Hadera, die im Jahre 1891 auf halbem Wege zwischen Jaffa und Haifa in der Küstenebene gegründet wurde, litt noch mehr unter Malaria als Petach-Tikwa. Sie wurde mitten in einem grünen Tal erbaut, das in Wahrheit todbringendes Sumpfland war. In der ganzen Gegend gab es kein anderes Dorf! Die Malaria hatte das Leben dort unmöglich gemacht.

Von 1891 bis 1906 kam die Malaria Sommer für Sommer nach Hadera und raffte Männer, Frauen und Kinder hin. Nur wenige der ursprünglichen Siedler blieben, aber neue Leute — oftmals die Verwandten der Toten — kamen von Europa, um ihren Platz einzunehmen. Die meisten dieser Gründer von Hadera waren fromme Juden, erfüllt von schlichtem Glauben und verbissenem Mut, der in ihrer tief religiösen Ueberzeugung wurzelte. Ihr Arzt versuchte, sie von weiterem Aufenthalt in ihrem Dorf abzubringen, aber sie blieben unentwegt. Nach dem Beispiel der Pioniere von Petach-Tikwa pflanzten sie Eukalyptusbäume, aber die Hadera-Sümpfe waren so gross und tief, dass die Bäume nur wenig Abhilfe bringen konnten. Im Jahre 1896 liess Baron Edmond de Rothschild, der edle Förderer der frühen jüdischen Siedlungen in Palästina, etliche der Sümpfe durch Arbeiter aus dem Sudan drünieren. Das brachte einige Besserung, aber erst 1922 begann die Malaria in Hadera merklich nachzulassen. 1930 war die Krankheit dank den modernen Malaria-Bekämpfungsmethoden in Palästina in Hadera vollkommen verschwunden.

Hadera ist heute einer der gesündesten und blühendsten Bezirke Palästinas. Auf dem Friedhof sahen wir lange Reihen von Gräbern, in denen ganze Familien beigesetzt sind, die in der Frühzeit der Siedlung der Malaria gestorben sind. Aber als wir den Friedhof verliessen, gingen wir auf einer baumgesäumten Strasse, entlang an Weizenfeldern und blühenden Orangenhainen, die auf dem einstigen Sumpfboden angelegt waren.

Dreissig Jahre nach der Gründung von Hadera, 1921, wurde ein weiteres Dorf zwischen Sümpfen erbaut, von denen einige ebenso todbringend waren wie die von Hadera. Die Kooperativ-Siedlung Nahalal im Esdrelon-Tal wurde nahe den Ruinen zweier älterer Dörfer errichtet, in deren einem Deutsche und im anderen Araber gelebt hatten. Die meisten dieser Deutschen und Araber waren an Malaria gestorben, die anderen fortgezogen.

Die Pioniere, die Nahalal anlegten, wussten sehr wohl, was ihnen bevorstand, aber sie hatten jahrelange Erfahrung als Landwirte in Palästina und waren kühne und zähe Menschen entschlossen, das Sumpfland mit

eigener Hand zu dränieren und den Boden wieder zum Leben zu erwecken. Die Sachverständigen, die die Malariabekämpfung der zionistischen Kolonisationsgesellschaften leiteten, standen ihnen mit Rat und Hilfe bei, und so bearbeiteten sie ihren Boden in methodischer und wissenschaftlicher Weise. Sie besiegten die Malariagefahr viel schneller, als es der ersten Generation der Pioniere gelungen war. Im Sommer 1922 waren 60 Prozent der Siedler malariakrank; im Sommer 1924 erkrankten nur ein Viertel Prozent. Heute ist die Krankheit aus der Siedlung vollkommen verschwunden.

Nahalal war für uns eine der reizvollsten und interessantesten Siedlungen, die wir besucht haben. Ausser den Familien der Siedler waren dort 220 Knaben und Mädchen untergebracht, die kurz vorher durch die Jugend-Einwanderungsbewegung der Jewish Agency aus Mitteleuropa nach Palästina gebracht worden waren. Dieses hervorragende Kinder-Rettungswerk, die Jugend-Alijah, wurde im Jahre 1933 begonnen und hat bisher 10.000 Jugendliche zwischen 13 und 17 Jahren vor Elend, Verschleppung und Vernichtung gerettet. Diese gequälten und hoffnungslosen Kinder werden zu produktiver Arbeit auf dem Land erzogen und so zu nützlichen, glücklichen, wohlversorgten Bürgern des jüdischen Palästinas gemacht. Sie werden zwei Jahre lang ausgebildet, wobei die Hälfte des Tages allgemeinen Studien und die andere Hälfte praktischer Arbeit gewidmet ist. So geschulte junge Leute haben heute schon eigene Siedlungen gebildet und sich als ausgezeichnete Pioniere erwiesen. Eine nordamerikanische Frau, Miss Henrietta Szold, leitet die Arbeit dieser Jugend-Alijah, und die nordamerikanische jüdische Frauenorganisation, Hadassa, gibt die meisten der Geldmittel.

Tiefen Eindruck machte uns die Bereitwilligkeit und Hingabe dieser jungen Immigranten in Nahalal, ebenso der Eifer der Siedler, ihnen zu helfen und noch mehr von ihnen aufzunehmen. Wir nahmen eine der Schülerinnen im Auto siebzig Meilen weit bis zur landwirtschaftlichen Versuchsstation Rechowoth mit. Sie war ein sechzehnjähriges Flüchtlingskind aus Deutschland; ihr Vater und ihr Bruder waren in einem Konzentrationslager eingesperrt und ihr Heim von Nazi-Offizieren beschlagnahmt worden. Strahlend erzählte sie uns, wie sehr ihr die Landarbeit gefiele und wie sie bestrebt sei, ihr Studium abzuschliessen und gemeinsam mit ihren Kameraden eine neue Siedlung zu gründen.

### WIEDERURBARMACHUNG DES HUEGELLANDES

Bis vor etwa zwanzig Jahren wurden fast alle jüdischen Siedlungen in Tälern angelegt, denn die allgemeine Ansicht ging dahin, dass man derartige Gründungen im Hügelland sehr lange Zeit würde unterstützen müssen. Die Erfahrung der letzten Jahre hat jedoch gelehrt, dass es möglich ist, in dem hügeligen Landesinnern, das den grössten Teil Palästinas ausmacht, moderne Landwirtschaft zu betreiben. Es ist ein entmutigendes und mühseliges Unternehmen, diese Wiederherstellung der Terrassenwirtschaft auf den Höhen, aber Mut und Glaube der jungen Pioniere Palästinas haben auch hier den Sieg davongetragen.

Eines der ersten und bedeutendsten Experimente dieser Art war die Kollektivsiedlung Kirjath Anawim bei Jerusalem. Man begann mit der Arbeit im Jahre 1920 auf öden, steinigen Hügeln, deren einziger Pflanzenwuchs aus verstreuten Dornbüschen und Zwergbäumen bestand. Nur wenige Landstreifen tief in den Tälern wurden in primitiver Manier von Arabern bebaut. Die Siedler mussten Steine und Schutt wegräumen, die von den winterlichen Sturzregen auf ihrem Land abgelagert worden waren. Sie mussten Felsen sprengen, ehe sie auf den Hängen Terrassen anlegen konnten. Die einzige fruchtbare Erde, die sie fanden, lag in den Felsspalten, und sie mussten grosse Mengen von Dünger heraufschaffen, ehe sie irgendwelche Bäume pflanzen konnten.

Kirjath Anawim besitzt heute Obstplantagen beträchtlicher Ausdehnung, die auf den neugeschaffenen Terrassen angelegt sind. Der Ertrag der Weingärten, sowie der Pflaumen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume wird auf den Märkten von Jerusalem und Tel Awiw verkauft. Gleichen Erfolg hat die Siedlung mit ihrer Milchwirtschaft, denn die Weide bleibt auf den kühlen Hügelhängen länger grün als in den sonnenheissen Tälern, und es hat sich erwiesen, dass das Hochlandsklima den Kühen gut bekommt.

Im Jahre 1923-24 war die Milchproduktion 69.000 Liter, 1936-37 betrug sie 682.000 Liter und in den letzten Jahren ist sie über 1.000.000 Liter. Geflügel und Honig, Gemüse und Futterpflanzen sind andere wichtige Produkte der Siedlung. Sie wurde von sechzig Leuten gegründet; heute leben dort etwa dreihundert, und sie hat in den letzten paar Jahren ohne Defizit gewirtschaftet. Als Experiment, das die landwirtschaftlichen Möglichkeiten der kahlen Hügel Judäas zeigt, muss sie als grosser Erfolg betrachtet werden. Die amtliche britische Kommission, die in den Jahren 1936-37 die Ursachen der Araberaufstände untersuchte, besuchte Kirjath Anawim und stellte fest: "Diese Siedlung ist ein bemerkenswertes Zeugnis für Energie und Begeisterung nicht nur der Einwanderer, sondern auch derer, die sie finanziert und beraten haben. Auf einem Boden, der bei gewöhnlichen Kultivierungsmethoden nur eine spärliche Getreideernte gebracht hätte, wird gemischte Landwirtschaft betrieben; und wenn auch diese Formen nicht nach üblichen ökonomischen Grundsätzen beurteilt werden können, stellen sie doch einen wertvollen Faktor der jüdischen Kolonisation dar, denn sie bieten den Siedlern ihren Lebensunterhalt und ihre Ausbildungszentren für junge Einwanderer."

### IM HOCHLAND VON GALILAEA

In den letzten Jahren haben die zionistischen Kolonisierungsgesellschaften, ermutigt durch den Erfolg von Kirjath Anawim, eine Reihe von landwirtschaftlichen Siedlungen in den Hügeln von Galiläa in der Nähe der syrischen Grenze errichtet. Wir besuchten im Jahre 1939 diese Neugründungen und waren besonders beeindruckt von einer von ihnen, Hanita, und dem Heroismus ihrer Bewohner. Hanita wurde im Jahre 1938, als die Araberaufstände ihren Höhepunkt erreicht hatten, auf 4000 Dunams Land errichtet, von denen 2500 zum Anbau geeignet betrachtet wurden, während der Rest für Wiederaufforstung und als Weideland bestimmt war.

Nahe der Grenze gelegen, über die die Terroristen immer wieder in Palästina einbrachen, musste Hanita von Anfang an stark befestigt werden. Es wurde in einer dunklen Nacht in vier Stunden hingestellt. Ausser den achtzig Siedlern kamen vierhundert junge Leute — alles Freiwillige aus Städten und älteren Siedlungen — mit Lastautos voll Holz, Stacheldraht und landwirtschaftlichen Geräten. Sie erreichten den Ort spät in der Nacht und machten sich sofort an die Arbeit. Als die Araber der Nachbardörfer am nächsten Morgen erwachten, konnten sie kaum ihren Augen trauen. Auf dem bisher wüsten und unbevölkerten Landstrich standen von hölzernen Palisaden eingefasst, Baracken, Zelte und ein hoher Wachtturm, auf dem ein starkes Fernrohr und ein Scheinwerfer angebracht waren. Beeindruckt von einem derartigen Energiebeweis fanden sich die Dorfbewohner mit den Gegebenheiten ab. Gegen Mittag kamen ihre Aeltesten, um, nach dem Brauch des Landes, die neuen Nachbarn zu begrüssen, und wurden herzlich mit schwarzem Kaffee und Süssigkeiten empfangen. Einige Tage später fuhren diejenigen, die bei der Errichtung von Hanita geholfen hatten, wieder nach Hause, und die jungen Pioniere waren sich selber überlassen. Jedem Mitglied der Siedlung, ob Mann oder Frau, war ein bestimmter Platz hinter dem Palisadenzaun für Angriffsfälle zugewiesen, und Tag und Nacht wurde von dem hohen Turm aus dauernd Wacht gehalten. Diese "Commando"-Methode zur Errichtung von Siedlungen wurde meist während der trüben Jahre von 1936 bis 1939 angewandt. Es kam tatsächlich mehrfach zu nächtlichen Angriffen auf Wachtposten und Patrouillen von Hanita während jener Anfangszeit, und der kleine Friedhof birgt die Gräber von drei Opfern dieser Ueberfälle. Doch die Siedler blieben auf ihrem Posten und schlugen alle späteren Angriffe ohne Verluste auf ihrer Seite ab.

Da gab es viel zu säubern und einzuebnen, ehe man das Land kultivieren konnte. Disteln mussten gemäht und tiefsitzende alte Wurzelstöcke mit Hilfe des Traktors ausgerissen werden. Wir sahen die riesigen Wurzeln eines alten Waldbaumes, der in der jetzt baumlosen Gegend ausgegraben wurde. Als nächstes mussten die über den ganzen Boden verstreuten Basaltsteine aufgesammelt werden. Erst nach all diesen Vorarbeiten konnte das Land bebaut werden.

Während wir den Siedlern beim Pflanzen von Weinstöcken auf dem neu bereiteten Erdreich zusahen, erzählten sie uns, wie entschlossen sie seien, jeden Zoll des Bodens fruchtbar zu machen und die nackten Hänge mit Obstbäumen zu bedecken. Man sagte uns, wir würden wahrscheinlich heute den Platz nicht wiedererkennen. Mehr als die Hälfte des Bodens ist mit Getreide und Futterpflanzen angebaut, und dazwischen gibt es Flecken von Tabakpflanzen. Der zehn Meilen lange Weg vom Dorf bis zur nächsten Ueberlandstrasse kann jetzt winters wie sommers von Lastautos befahren werden. Täglich werden Milch und Eier aus Hanita nach Haifa auf den Markt gebracht. Noch kann sich die Siedlung nicht selbst erhalten, aber sie ist unzweifelhaft auf dem Weg zu vollständiger Unabhängigkeit.

Die Siedler von Hanita haben ein grosses Meliorationswerk methodisch in Angriff genommen, ein Werk, das die Arbeit einer Generation erfordert. Sie haben bereits an einigen der Hänge Terrassen angelegt und sind dabei, das Wasser der Bergquellen in Kanäle zu leiten, die der Topographie des Landes entsprechend angelegt werden. Die achtzig Familien, die heute in dem Dorf leben, sehen der Zukunft vertrauensvoll entgegen, in der Gewissheit, dass sie imstande sein werden, ihre Farm vergrössern und ihre Mitgliederzahl erhöhen zu können.

### DAGANIA IM HEISSEN JORDANTAL

Für eine andere Art von Meliorationsarbeit ist Dagania beispielgebend. Palästinas älteste Kollektivsiedlung, Dagania, 1909 errichtet, liegt im Jordantal, wo der Fluss den Tiberiassee auf seinem vielgewundenen Weg zum Toten Meer verlässt. Seine Siedler sahen sich zwei Hauptproblemen gegenüber: der Malaria und den unzureichenden Niederschlägen. Dank intensiver Bodenkultivierung und gewissenhafter Auffüllung aller Regenpfützen ist die Malaria verschwunden. In den ersten Jahren wurden gut die Hälfte der Siedler während der Erntezeit von Malaria befallen und waren vollkommen arbeitsunfähig. Doch die Verhältnisse haben sich so sehr gebessert, dass heute trotz dem wirklich heissen Klima die zweite Generation in Dagania sich ausgezeichneter Gesundheit erfreut.

Das Problem der unzureichenden Niederschläge wurde durch die Installation eines grossen Pumpwerks gelöst, das Wasser aus dem Jordan nach allen Teilen der neunhundert Acres grossen Siedlung liefert. Der Ertrag dieser so bewässerten Ländereien ist sehr hoch und bietet den über vierhundert Menschen Lebensmöglichkeiten, die in den beiden Dörfern wohnen, in die Dagania heute aufgeteilt ist. So gibt es zum Beispiel dort acht Klee-Ernten pro Jahr. Jeder Zoll des Bodens ist kultiviert, und Dagania ist ein aufblühender und schöner Ort.

Wenn, wie in diesem Buch noch angeregt werden wird, das Jordanwasser zu Bewässerungszwecken abgeleitet würde, könnte es hunderte von Daganias im Jordantal geben. Die kühnen und unternehmungslustigen Pioniere von 1909 werden dann wirklich als die Wiedererwecker des historischen Flusses und seiner Ufer gelten müssen.

### DIE HULE-KONZESSION

Ein sehr wichtiges Verbesserungsprojekt im Konzessionsgebiet muss noch vollendet werden. Hule ist der arabische Name für den historischen Meron-See, das erste und kleinste Gewässer, in das sich der Jordan auf seinem Weg zum Toten Meer ergiesst. Das diesen See umgebende Tal war einstmals eines der fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Gebiete Palästinas. Seine Fruchtbarkeit, die einer dicken Humusschicht zu verdanken ist, ist auch heute noch sehr gross. Doch ist infolge der Vernachlässigung des in alten Zeiten angelegten Dränage- und Bewässerungssystems der grösste Teil des Hule-Gebiets mit schädlichen Sümpfen bedeckt und der ungesündeste Bezirk Palästinas. Die Malariaerreger lauern allerorten. Man hat uns erzählt, dass in dem ganzen Gebiet kaum ein einziger Mensch zu finden ist, der nicht von der schrecklichen Krankheit befallen war.

Vor dem ersten Weltkrieg erteilte die türkische Regierung zwei wohlhabenden Arabern aus Beirut eine Konzession zur Ausbeutung des Huletals. Die Konzessionäre zahlten der Regierung 25.000 Dollar und wurden verpflichtet, innerhalb einer bestimmten Anzahl von Jahren die Sümpfe zu dränieren und das Gebiet zu kultivieren. Doch sie taten weder das eine noch das andere. Anscheinend hofften sie, ihre Rechte an Juden weiterverkaufen zu können. Tatsächlich kauften im Jahre 1934 jüdische Kolonisations-Körperschaften, die in der Palestine Land Development Company zusammengeschlossen waren, die Konzession, und die ursprünglichen Eigentümer erhielten dafür rund eine Million Dollar.



# GESETZE DES MINIMUMS

Zu den Minimalbedingungen, die in verschiedenen Richtungen zur Sicherstellung des menschlichen Lebens erfüllt sein müssen, gehört die Versorgung des Körpers mit einer grossen Reihe chemischer Elemente, die vorwiegend mit der Nahrung aufgenommen werden, bei ungenügendem Vorhandensein aber zu schweren Störungen der Stoffwechselvorgänge, und damit der Gesundheit, führen können. Biochemiker und Physiologen haben eine Liste von fünfzehn chemischen Elementen aufgestellt, die für das Leben des Menschen unerlässlich notwendig sind, darunter als wichtigste: Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Phosphor, die mengenmässig bereits 99 Prozent der Körpersubstanz ausmachen. Auf Grund von Mineraluntersuchungen glaubt man neuerdings annehmen zu dürfen, dass in jedem Mineral sämtliche chemischen Elemente vorhanden seien, sodass also auch in jedem Organismus, gleichgültig, ob pflanzlicher, tierischer oder menschlicher Natur, alle bekannten chemischen Elemente vorhanden wären, die Mehrzahl von ihnen allerdings in so geringen Spuren, dass vorderhand noch keine Methoden bestehen, sie sicher nachzuweisen. Die Menge, in der solche Spurenelemente in einem Organismus vorkommen, ist nicht proportional ihrer Wirkung; es wäre töricht, aus der geringen Quantität auf eine untergeordnete, ja vielleicht zu vernachlässigende Wirkung schliessen zu wollen.

Der lebende Organismus befindet sich in einem ständigen Umbau. Zur Auslösung und Regulierung der mannigfachen Stoffwechselvorgänge sind Wirkstoffe an der Arbeit, die der gesunde Organismus zum Teil in seinem Innern selbst herstellt, zum anderen Teil aber mit der Nahrung von aussen aufnimmt.

Zu den Wirkstoffen, die der Körper selbst herstellt, gehören die Hormone, das sind Produkte verschiedener Einsonderungsdrüsen (Gehirnanhang, Schilddrüse, Nebennieren usw.) und die Fermente, zu deren Aufbau häufig ausser körpereigenen Eiweisstoffen noch von aussen zugeführte Wirkstoffe (Spurenelemente, Vitamine) notwendig sind. Damit sind von den Wirkstoffen, die der menschliche Körper mit der Nahrung aufnehmen muss, bereits zwei Gruppen genannt, hierher müssen überhaupt alle lebenswichtigen Elemente (Bioelemente) gerechnet werden, dazu vielleicht noch Geruchs- und Geschmackstoffe.

Justus von Liebig hat bei seinen Untersuchungen über die Zusammenhänge zwischen der Zusammensetzung der Ackerböden und dem Wachstum der Pflanzen das Gesetz aufgestellt, dass das im Minimum im Ackerboden vorhandene (lebenswichtige) Element die Fruchtbarkeit des Bodens bestimme; mit anderen Worten: für ein gesundes Pflanzenwachstum sind sämtliche Aufbau-, Nahrungs- und Wirkstoffe mindestens in der für jede Pflanze charakteristischen Minimalmenge erforderlich, und es nützt beispielsweise nichts, einen Boden mit Kali zu überdüngen, wenn er gleichzeitig den Minimalanspruch der Pflanzen an Phosphor nicht zu decken vermag.

Dieses Gesetz ist, sinnvoll abgewandelt, auch für das Tier und den Menschen gültig. Wie das Fehlen gewisser Mineralien im Ackerboden zu Hemmungen oder gar zu Krankheitserscheinungen im Pflanzenleben führen kann, so können auch dem menschlichen und tierischen Organismus Substanzen vorenthalten bleiben, die Störungen seines Stoffwechsels hervorrufen können. Während der Bedarf an Betriebsstoffen meist gedeckt werden kann, bleibt die Versorgung mit Wirkstoffen unter Umständen mangelhaft. Dies kann auch bei ausgezeichneter Versorgungslage der Fall sein, wenn die Ernährung unzweckmässig ist. Der gesunde Organismus stellt seine Hormone in genügender Menge her, sodass sich Versorgungslücken meist auf dem Gebiet der Spurenelemente und Vitamine ergeben. Während die Erforschung mancher Spurenelemente noch in den Anfängen steht, sind in ausgedehnten Untersuchungen Bedarf und Mangelerscheinungen der bekannten Vitamine festgestellt worden. Für beide Stoffgruppen gilt das Gesetz des Minimums: der tierische und der menschliche Körper braucht zur Sicherstellung seiner Gesundheit alle lebenswichtigen Mineralien und alle Vitamine in bestimmten Mengen. Eine lückenhafte Versorgung muss durch eine Aenderung in der Ernährungsweise korrigiert werden. Wo dies aus medizinischen oder aus Gründen der Versorgung nicht möglich ist, stehen für zahlreiche Mineralien und für sämtliche Vitamine synthetisch gewonnene Präparate zur Verfügung, die den natürlichen Substanzen völlig gleichwertig und ohne jegliche schädigende Wirkung sind. Auf diesem Wege kann dem Gesetz des Minimums genügt und die Gesundheit erhalten werden.

---

einer gleichzeitigen Lungenentzündung aufs Aeusserste erniedrigt.

Globulinserum wird in den Blutbanken von erwachsenen Blutspendern, die Masern durchgemacht hatten, eigens gesammelt. Es wurde auch Kindern eingespritzt, die gesund waren, aber stark der Ansteckung ausgesetzt waren. Jedes dieser gesunden Kinder bekam eine einmalige Einspritzung von 2 ccm des Globulin-Serums. Es zeigte sich dabei, dass 79 Prozent nicht erkrankten, durch die Einspritzung also masernimmun gemacht worden waren, während die übrigen 21 Prozent etwas modifizierte Masern entwickelten; mehr als Neunzehntel davon waren sehr mild, der Rest mässig stark.

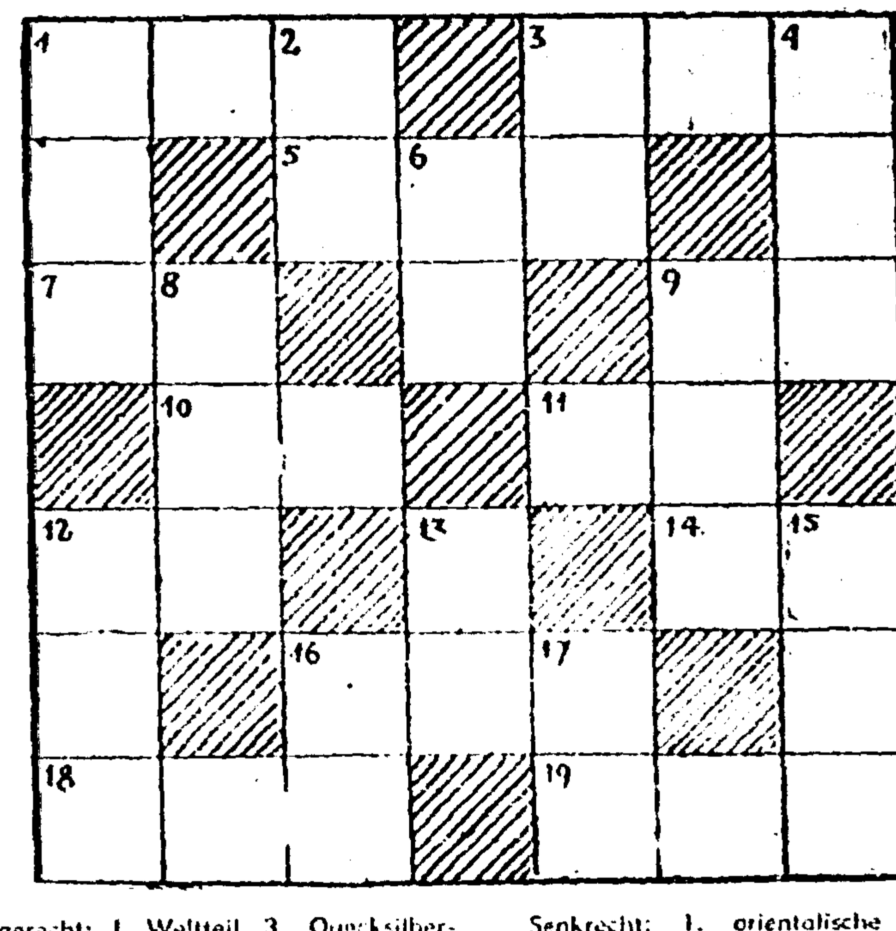
Man wird weitere Erfahrungen auch in anderen Ländern abwarten müssen, ehe ein endgültiges Urteil über die neue Behandlungsart der Masern gefällt werden kann. Aber heute schon ist sicher, dass die Entdeckung des erhöhten Antitoxingehalts in den Globulinen des Plasmas einen grundlegenden Fortschritt in unserer Auffassung vom Wesen und der Heilkraft des Blutes bedeutet.

Ein anderes Problem, das die Kinderärzte bewegt, ist die Frage, ob es möglich ist, eine der Schutzimpfungsmethoden gegen Keuchhusten als wirklich erfolgreich zu bezeichnen. In vielen Ländern werden die kleinen Kinder gegen Pocken und Diphtherie schutzgeimpft, und von der Wirksamkeit dieser Schutzimpfungen ist die grosse Mehrheit der Aerzte überzeugt. Das kann man nicht unbedingt bei Keuchhusten sagen. Viele Aerzte schutzimpfen die kleinen Kinder gegen Keuchhusten, es wird auch ein Rückgang der Keuchhustenfälle ebenso berichtet wie ein milderer Verlauf der Krankheit bei den geimpften Kindern, aber andere Aerzte sind noch recht skeptisch. Gerade in neuerer Zeit wurde wieder eine Serumverbesserung gerühmt, die entscheidende Erfolge erzielen soll — aber im Ganzen muss man sagen, die Frage ist noch nicht spruchreif. Das ist umso bedauerlicher, als Keuchhusten eine Krankheit ist, die eine grosse Anstrengung für den kindlichen Körper bedeutet, auch wenn sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle einen günstigen Ausgang nimmt.

Die Krankheit, die von den Kindern Nordamerikas heute besonders beachtet wird, ist der kindliche Gelenkrheumatismus, an den sich oft Störungen des Herzens anschliessen. Es besteht jedoch Hoffnung, dass die neuen Sulfaprodukte und andere chemische Präparate hier entscheidende Besserung bringen.

# RÄTSEL

## Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Weltteil, 3. Quecksilberbergwerg in Krain, 5. persische Stadt, 7. Spitze eines Truppenteils, Kopf, 9. Einzelvortrag, 10. italienische Stadt, 11. Pflanzensaft, 12. berühmter englischer Schauspieler, 14. Bestandteil des Tees, 16 römischer Kaiser, 18. japanisches Kleidungsstück, 19. beliebtes Kindermärchen.

Senkrecht: 1. orientalische Göttin, 2. Schwimmvogel, 3. asiatisches Land, 4. griechisch-römischer Gott, 6. griechische Göttin, 8. marokkanische Stadt, 9. Musikstück, 12. russischer Staatsmann, 13. Jugoslawische Stadt, 15. Stadt in Tirol, 16. römische Göttin, 17. Pflanze.

## Ein rätselhafter Brief

*Von Emmy Badèrle*

(In diesem Brief sind 34 Säuge tiernamen versteckt.)

Liebe Lene, lieber Wolfgang!

Verzeiht, dass ich Euch heute mit einer grossen Bitte überfalle. Da Betti gerne ihre Jüngste, Selma, in eine Kochschule in Euerer Stadt schicken würde, habe ich ihr versprochen, Euere Hilfe bei der Unterbringung der Kleinen zu erbitten. Ich hoffe, dass es euch nicht schwer fallen wird, unseren Wunsch zu erfüllen und ihr einen guten Kostplatz zu verschaffen.

Alle unsere Freunde haben ihre Bekannten mobilisiert und uns einige Adressen gebracht.

Erika Terman wurden von ihrer Freundin Erzberger die Familien Feigel und Hasenauer, Mieze Braden von Bekannten die Familien Bärnreith und Löwenthal empfohlen und noch einige andere wurden genannt. Da aber weder unsere Freunde noch wir die Leute selbst kennen, es uns aber viel zu wichtig ist, wie Selma untergebracht ist, erbitten wir Euere Intervention und Eueren bewährten Rat. Termans hätten sie gern selbst genommen, sie bleiben aber leider nicht in der Stadt. Waldemar, der nächste Woche mit mit Emil Tischler, Gerd Achsel und Leo Ziegelbrenner eine wichtige Konferenz hat, will die Kleine mitnehmen, weil Betti noch nicht reisefähig ist.

Da er auf die Reise alle ihre Sachen mitnimmt, möchte er, wenn Ihr es erlaubt, sie Euch durch den Schaffner zustellen lassen und wir bitten Euch, sie mit einem Austräger an ihren Bestimmungsort zu schicken.

Gestern kam Elsa Uhlig, nur, um uns zu ihrer Hochzeit mit Bruno Fuchsthaler einzuladen, wir werden aber nur zur Trauung gehen. —

Ich hoffe, das Ihr meine Bitte nicht als Belästigung empfinden werdet und übermittle zunächst Bettis innigstens Dank. Auch wir danken im Vorhinein herzlich.

Unzählige Grüsse von uns allen.
Euere
Gabi-Sonja

## Füllrätsel

OLE. . . . . Lorbeerrose

.OLE. . . . Duldsamkeit (Fremdwort)

. .OLE. . . Päpstlicher Statthalter

. . .OLE. . Franzosenkaiser

. . . .OLE. Nord- und Ostteil Innerasiens

. . . . .OLE Bock- oder Luftsprung

aaaaa d e ga n k m nnnnn oo ppp rrr ttt z

Zum Ausfüllen der gewünschten Wörter benutze man diese Buchstaben, während die bereits eingezeichneten Buchstaben an Ort und Stelle verbleiben.

## Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

**Silbenrätsel**

1. D[illegible], 2. Eger, 3. Sabel, 4. Miene, 5. Eiweiss, 6. N[illegible], 7. Sperber, 8. Cincinnati, 9. Hanau, 10. Emir, 11. Nepomuk, 12. [illegible], 13. Eleve, 14. Brindisi, 15. Erwin, 16. Notiz, 17. Institut.

Des Menschen Leben
Ist wie Spinnenweben

**Rösselsprung**

Tracht immer heiliger zu werden
Solang Du lebest hier auf Erden;
Denk: Heute will ich fangen an,
Ich hab bisher noch nichts getan.
(Lavater.)

**Besuchskartenrätsel**

Generalkonsul.

**Silbenfüllrätsel**

1. Bi[illegible], 2. Apanage, 3. Sabotage, 4. Synagoge, 5. Erzgebirge, 6. Rückenbeuge, 7. Menage, 8. Astreige, 9. Niederlage, 10. Nachtherberge.

(Bassermann)

**Kapselrätsel**

Mund, [illegible] tadel, aier, eiche, nab satz, tier, enkel, [illegible]

(Morgenstern)

# Neue Behandlungsweisen bei Kinderkrankheiten

VON Dr. W. SCHWEISHEIMER

Fortschritte in der Blutforschung haben eine neue Behandlungsart der Masern herbeigeführt. Die Masern gehören mit zu den häufigsten ansteckenden Krankheiten. Sie werden gewöhnlich schon im Kindesalter durchgemacht und daher mit Keuchhusten, Windpocken usw. zu den "Kinderkrankheiten" gerechnet. Aber Erwachsene bis ins Greisenalter hinauf können sehr wohl an diesen Infektionen erkranken. Rund 50 Prozent der Masernerkrankungen treten vor dem fünften Lebensjahr ein, und bis zum 10. Jahr sind 90 Prozent aller Masernfälle durchgemacht. Die ersten sechs Monate des Lebens freilich sind bedeutend seltener betroffen. Wer einmal Masern durchgemacht hat, kann darauf rechnen, nunmehr sein ganzes Leben hindurch gegen die Krankheit gefeit zu sein, er ist immun gegen Masern.

Auf diese Tatsache stützt sich die neue Behandlungsart der Masern. Wir wissen schon lange, dass sich im Blutserum (dem flüssigen Teil des Blutes) Schutzstoffe entwickeln, wenn jemand eine Infektionskrankheit durchmacht. Zum Beispiel im Blutserum von Diphtheriekranken, Menschen sowohl wie Tieren, entwickeln sich Schutzstoffe gegen Diphtherie — und wenn man nach der Genesung einem solchen Menschen oder Tier Blutserum abnimmt, hat man ein wertvolles Schutz- und Heilmittel gewonnen; man spritzt es anderen Menschen ein, die an Diphtherie erkrankt oder ihr ausgesetzt sind — und diese Einverleibung von Schutzstoffen gegen Diphtherie bringt Schutz und Heilung.

Bei allen Infektionskrankheiten, so auch bei Masern, hat man versucht, mit Hilfe des Serums von Genesenen ("Rekonvaleszenten - Serum") rasche Hilfe zu bringen. Aber nicht überall ist die Wirkung so günstig wie beim Diphtherieserum, und beispielsweise über die Wirkung des Masern-Serums waren die Meinungen der Aerzte sehr geteilt. Es kann keine Rede davon sein, dass Masern- und Scharlachserum etwa eine so allgemeine Anerkennung gefunden hätten wie Diphtherieserum.

Blutuntersuchungen haben nun eine prinzipiell neue Art von Serumbehandlung bei Masern ergeben: mit dem sogenannten Globulin-Serum, und diese Behandlung wurde im grossen Masstab in der nordamerikanischen Armee durchgeführt — mit hervorragendem Erfolg. Masern-Epidemien sind in allen Armeen häufig — und im ersten Weltkrieg war die Zahl der Erkrankungen an Masern und Mumps zusammen in der nordamerikanischen Armee ungefähr so gross wie die aller anderen Infektionskrankheiten insgesamt, einschliesslich der venerischen.

Jedermann kennt heute den Begriff Plasma, da er bei der Wundbehandlung im Kriegö eine so grosse Rolle gespielt hat. Wenn man Blut zentrifugiert, dann setzt sich die Masse der roten und weissen Blutkörperchen ab; darüber ist ein flüssiger Teil, das Plasma. Dieses besteht aus verschiedenen Einzelsubstanzen: dem eiweisshaltigen Albumin, das dem Plasma fast gleichwertig ist, wenn es bei plötzlichem Schock eingespritzt wird; das Fibrinogen, aus dem sich der Gerinnungspfropfen des Blutes bildet; zahlreiche Mineralstoffe und Hormone; schliesslich die Globuline, die auch das Prothrombin enthalten, das für die Gerinnung des Bluts notwendig ist. Eines der Globuline ist das Gamma-Globulin — es enthält die Schutzstoffe, die Antitoxine, die vom Körper gebildet wurden, um eine Krankheit zu bekämpfen.

Gerade dieses Gamma-Globulin hat sich bei der Bekämpfung der Masern so erfolgreich erwiesen; es sind ausgedehnte Versuche im Gange, die gleiche Methode bei anderen Infektionskrankheiten erfolgreich zu machen. In den Globulinen sind die spezifischen Schutzstoffe in 10- bis 25facher Menge im Vergleich zum üblichen Serum enthalten. Wenn man also einem Menschen, der Masern überwunden hat, Blutserum abnimmt und das einem Masernkranken oder einem Menschen einspritzt, der von Masernansteckung bedroht ist, so bekommt er mit der Einspritzung eine bestimmte Menge Masern-Antikörper (Schutzstoffe) einverleibt. Benützt man jedoch zu dem gleichen Zweck ein Serum, das aus den Gamma-Globulinen des genesenen Masernkranken hergestellt ist, so wird mit der gleichen Menge Serum rund die 15fache Menge Antikörper eingespritzt.

Ausser in der Armee wurde die neue Methode in tausenden von Fällen in den Kinderkliniken von Boston, New York, Chicago, Baltimore usw. mit bestem Erfolg ausprobiert. Masern ist an sich keine gefährliche Krankheit, wenn auch der begleitende Husten für die Kinder äusserst quälend ist. Aber in einem Teil der Masernfälle schliessen sich Komplikationen an: an den Atmungsorganen, am Ohr, am Auge, am Herzen, und wenn es gelänge, durch eine sichere Serummethode diese Zwischenfälle zu vermeiden, dann wäre in der Tat unendlich viel gewonnen. Das Verfahren scheint aber prinzipiell den Verlauf der Krankheit zu mildern, das Fieber ist niedriger, nur ein schwacher Ausschlag erscheint — vor allem scheint die Möglichkeit

---

so wie eine verstimmte Drehorgel ohne Rhythmus, der überdies noch einige Töne fehlten.

Inzwischen hatten sie seit vielen Monaten nicht die geringste Nachricht von Boniface, dem belgischen Soldatchen, das an der Yser kämpfte.

Sie gingen ins Kino und ins Theater und hatten "wunderbare Beziehungen" angeknüpft.

Blaise war es gelungen, den Anteil seines Partners zu erwerben, der Dummheiten gemacht und sich eines Tages wegen seiner Schulden in Schwierigkeiten befunden hatte. Er blieb als Geschäftsführer in der Fabrik, jedoch unter der Androhung, dass er beim ersten Fehler auf die Strasse gesetzt werde, wie ein gewöhnlicher Gelegenheitsarbeiter.

*

Der "Rotterdamsche Courant", der nach Brüssel kam, brachte eines Tages die neue Liste der von König Albert mir Orden ausgezeichneten Soldaten. Unter ihnen befand sich Boniface Renaud, der zum Ritter des "Leopoldsordens" ernannt worden war, wegen "hervorragender Kriegstaten".

Und zwar hatte sich folgendes ertaten".

Der junge Renaud, der Brüssel als simpler Rekrut verlassen hatte, machte sich relativ schnell den militärischen Drill zu eigen, wobei ihm das bisschen Handfertigkeit wunderbar zustatten kam, das er als Tischlerlehrling erworben hatte. Obwohl er kein Kirchenlicht und vollkommen ungebildet war, sodass er nicht einmal multiplizieren konnte, hatte er ein gutes Gedächtnis und jene Schlauheit, die man an den belgischen Bauern beobachtet und auch an den Einwohnern der Vororte von Brüssel und der bekannten und volkreichen Rue Haute.

Bei der Riesenschlacht, in der es dem kleinen und abgekämpften belgischen Heer gelang, den fürchterlichen Vorstoss der deutschen Invasionsarmeen abzustoppen und zu verzögern, bevor ihnen die Ueberschwemmung eine undurchbrechbare Schranke setzte, hatte Boniface Renaud Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und er nahm sie geschickt wahr, indem er allein inmitten der Körper seiner toten oder verwundeten Kameraden den exponierten Posten verteidigte und ihn hielt, bis Verstärkung eintraf. Er wurde zum Unteroffizier befördert und im Tagesbefehl erwähnt. Kurz darauf wurde er Sergeant, zur Belohnung für einen Erkundungsgang nach den vorgeschobenen feindlichen Linien, den er mit ebensoviel Schneid wie Schlauheit und Vorsicht ausgeführt hatte. Seine ehemaligen Kameraden, jetzt seine Untergebenen, waren überzeugt, er würde es bald zum Offizier bringen. Und zweifellos hätten sie ins Schwarze getroffen, wenn Bonifaces Unwissenheit und Mangel an Bildung dieser neuen Beförderung nicht im Wege gestanden wären. Doch noch harrten seiner andere Ehren.

Der Hauptmann befahl ihm eines Tages, dass er an der Spitze seiner Leute einen Ueberraschungsangriff auf eine vorgeschobene feindliche Stellung unternehme, die sich in den Ueberschwemmungssümpfen befand. Entsprechend den erhaltenen Instruktionen wartete Boniface die Nacht ab, und im Schutz des Nebels schlich er sich vor wie ein Reptil, gefolgt von seinen Leuten. Es dauerte lange Zeit, bis sie in die Nähe der Stellung gelangten, und schon hielten sie den Erfolg für gesichert, als die Deutschen sie hörten und im ersten Augenblick auf gut Glück feuerten und dann eine Leuchtrakete abschossen, die ihnen gestattete, das Terrain zu überblicken und die Angreifer ausfindig zu machen. Diese wollten vorgehen und ihrerseits das Feuer eröffnen, doch waren sie unglücklicherweise noch zu weit entfernt, und der Feind beschoss sie erbarmungslos mit Maschinengewehren; Boniface gab Befehl zum Rückzug, als er das Unternehmen gescheitert sah. Die Soldaten rannten ungeregelt in Richtung auf die belgischen Unterstände. Einer fiel zu Boden mit einer Verwundung am Bein. Boniface nahm ihn auf die Schultern, in der Hoffnung, ihn retten zu können, aber eine Kugel verletzte ihn selber, sodass er mit seiner menschlichen Fracht zu Boden stürzte.

"Stellen wir uns tot."

Das Feuer der Deutschen liess nach und hörte schliesslich vollkommen auf. Die Nacht war fürchterlich. Der am Bein Verletzte konnte kaum sein Stöhnen unterdrücken, denn er litt schrecklich, und nur die Angst vor dem Erschossenwerden gab ihm die Kraft, zu schweigen. Boniface hatte keine grossen Schmerzen, aber richtige Angstzustände. Zum Glück war das Wetter in dieser Nacht nicht allzu schlecht, und beide Verwundeten waren schon an die Witterungsunbilden gewöhnt.

Während er sich auf die Ellbogen gestützt hatte, damit sein Körper nicht auf dem durchweichten Boden liege, glaubte Boniface im Morgengrauen eine gewisse Bewegung in der feindlichen Stellung zu bemerken. Er beobachtete aufmerksamer, und in dem diffusen Licht der Morgenröte schien ihm, dass ein Schatten nach dem anderen sich geräuschlos und beinahe kriechend in Richtung auf die deutschen Schützengräben entferne.

"Sie werden abgelöst", sagte er zu sich, "oder die Stellung wird geräumt. Ich glaube eher das Zweite, denn sonst sähe man die, die zur Ablösung kommen . . . wenn sie nicht schon vorher gekommen sind. Das muss man feststellen."

Er fragte seinen Kameraden, ob er kriechend vorankommen könne. Ja. Beide näherten sich dem offenen Loch, das die Deutschen tatsächlich soeben verlassen hatten; Boniface und sein Begleiter krochen hinein. Aus seinem weissen Taschentuch machte er eine Fahne, die er so anbrachte, dass man sie auf deutscher Seite nicht sehen konnte, und forderte dann seine Soldaten auf, auf den Feind zu schiessen, um die Aufmerksamkeit der Belgier zu erregen und sie zu Hilfe zu rufen.

Das Manöver glückte. Eine belgische Abteilung eilte herbei, um die Stellung zu konsolidieren und dem Sergeanten Renaud zu Hilfe zu kommen.

Der schwerverwundete Boniface wurde ins Lazarett abtransportiert. Auf seinem Schmerzenslager wurde er vom König dekoriert. Wenige Minuten später hauchte er seinen Geist aus.

Madame Cathérine und Philoméne weinten mehrere Tage bitterlich um ihn. Blaise, äusserlich untröstlich, aber im Innersten seiner Seele voller Stolz und Befriedigung, führte seine Trauer überallhin spazieren und umgab sich selber mit Ruhm.

Eines Nachts hatte Madame Cathérine einen Weinkrampf. Von Schluchzen geschüttelt rief sie:

"Und dabei haben wir für ihn gearbeitet . . . nur für ihn!"

Am darauffolgenden Tag aber war sie getröstet. Ein befreiender Gedanke war ihr gekommen, der ihre Wunden schloss. Und sie teilte ihn Blaise mit, damit auch er sich beruhige:

"Armer Boniface!" rief sie. "Nur seinetwillen hatte ich gewünscht, dass der Krieg aufhöre. Jetzt kann er von mir aus dauern, so lange er will . . . Und wenn er aus ist, ziehen wir uns zurück, um von unseren Zinsen zu leben."

(Deutsch von Jeanne Bachmann)



Das in der Hule-Konzession einbegriffene Areal erstreckt sich auf 57.750 Dunams (14.500 Acres). Von diesem Gebiet müssen entsprechend den Vorschriften der Konzession 15.772 Dunams den dortigen arabischen Dörfern überlassen werden, sobald das Dränagewerk vollendet ist. Die neuen Konzessionäre beabsichtigen, den grössten Teil der 16.000 Dunams grossen Fläche des Hule-Sees gleichzeitig mit den Sümpfen zu dränieren. Damit würde das Gesamtgebiet des für jüdische Kolonien verwendbaren Neulands ungefähr 40.000 Dunams oder 10.000 Acres ausmachen.

Nach vorläufigen Schätzungen wird das durch die jüdischen Kolonisationsgesellschaften meliorisierte Land pro Acre auf 115 Pfund Sterling kommen, was bei dem heute gültigen Wechselkurs einem Betrag von 470 Dollar entspricht. Verglichen mit den in grösseren und weniger dicht bevölkerten Ländern herrschenden Bodenpreisen, ist dies erstaunlich teuer. Aber die zionistische Bewegung ist, gezwungen durch den Landhunger der auf so tragische Weise aus Europa vertriebenen Juden, bereit, hohe Bodenpreise zu bezahlen; die Initialkosten werden als nationale Ausgaben gewertet, die in den Büchern abgeschrieben werden müssen. Im Fall des Hule-Tals ist der Boden so fruchtbar, dass er auf lange Sicht eine günstigere Kapitalsanlage darstellt als die ausgesogenen Landstriche, die man zu weit niedrigeren Preisen erwarb. Gut bewässert durch Quellen und Bäche vom Berge Hermon, kann das Hule-Tal einen Ertrag von gut und gern drei Ernten pro Jahr liefern.

Wenn man die Malaria aus der Hule-Gegend völlig ausrotten will, muss man nicht nur das Konzessionsgebiet, sondern auch etwa 50.000 Dunams nördlich davon dränieren und bewässern. Ein Teil dieses Gebiets ist von den jüdischen Kolonisationsgesellschaften schon in Hinsicht auf spätere Meliorisierungsarbeiten angekauft worden; andere Teile wurden auf Anordnung der Regierung in die Hule-Wiederaufbaupläne einbezogen. Die ganze Fläche, die aus einem Zustand der Verödung und Verwahrlosung wieder nutzbar gemacht werden muss, umfasst mehr als 100.000 Dunams oder 25.000 Acres, und dieses Gebiet kann zum fruchtbarsten und am dichtesten besiedelten Landwirtschaftsbezirk ganz Palästinas werden. Sachverständige sind der Ansicht, dass eine einzige Familie nicht mehr als fünf Acres dieser Ländereien, wenn sie gut bewässert sind und zwei bis drei Ernten jährlich tragen können, bewirtschaften kann.

Die Hule-Sümpfe sollten im Jahre 1939 entwässert werden, aber wegen des durch den Krieg verursachten Mangels an Arbeitskräften musste die Durchführung der Pläne verschoben werden. Man hat jedoch einige vorbereitende Massnahmen durchgeführt und betreibt eine Gesundheitskampagne in den Ortschaften der Gegend. Zu Beginn der Malaria-Saison werden grosse Mengen von Petroleum in die Sumpfwässer gegossen, und man bemüht sich so, die Larven der Anopheles-Mücken zu vernichten, die die hauptsächlichen Verbreiter der Krankheit sind. Diese vorläufigen Massnahmen, die von den jüdischen Gesundheitsbehörden und dem Sanitätsdepartement der Regierung geleitet werden, haben schon zu einer beträchtlichen Verringerung der jährlichen Malaria-Opfer geführt. Wenn die Dränierungsarbeiten vollends durchgeführt sind, wird diese verseuchte Gegend zweifellos ebenso gesund sein, wie es Hadera und Nahalal heute sind.

Die von jüdischen Konzessionären gegründete Palestine Drainage and Amelioration Company beabsichtigt, ihre Arbeit mit der Vertiefung des Jordan-Betts zu beginnen, damit die Altwässer der Umgebung abfliessen können. Nach dem Jordan-Programm, wie es an anderer Stelle in diesem Buch dargelegt wird, sollen diese Altwässer zu Bewässerungszwecken anderswohin abgeleitet werden.

Seit die Palestine Land Development Company die Konzession erworben hat, wurden an den Ufern des Hule-Sees mehrere Siedlungen errichtet. Hulata, 1935 im südlichen Teil des Tales gegründet, ist ein Fischerdorf, denn der Hulesee ist ausserordentlich reich an Fischen. Das Sumpfland der Umgebung ist voller Papyrusplanzen, aus denen Papier hergestellt werden kann. Botaniker erklären, dass dies die einzige Gegend in Asien ist, in der sich diese alte Pflanze noch erhalten hat.

### DAS AUSLAUGEN SALZHALTIGEN BODENS

Es muss noch ein kleineres, aber aussergewöhnliches Landverbesserungsprojekt an der Nordküste des Toten Meers in der Nähe der Jordan-Mündung erwähnt werden. Als wir dorthin kamen, konnten wir die Möglichkeiten dieses Unternehmens durchaus beurteilen, denn wir hatten gesehen, wie reiche Felder auf einem Boden sprossen, den die Holländer erst sechs Jahre zuvor der Nordsee abgewonnen und aus dem sie das Salz ausgelaugt hatten. Bei unserem Besuch in dieser trostlos erscheinenden Gegend am Toten Meer sahen wir, wie ein Pioniergruppe damit beschäftigt war, den salzdurchtränkten Boden auszuwaschen. Ausgedehnte Landstrekken wurden in kleinere abgegrenzte Parzellen unterteilt, und diese wurden vollkommen unter Wasser gesetzt, das zwei Kilometer weit vom Jordan hergepumpt wurde. Der Boden wird etwa vier Monate lang unter Wasser gehalten, und dadurch sinkt das Salz in tiefere Schichten oder wird durch die Dränierungskanäle abgeleitet. Wenn das Erdreich so vom grössten Teil der Salze befreit ist, wird es mit Mist und Dünger versehen, dann werden Humuspflanzen angebaut und untergepflügt, bis der Boden fruchtbar geworden ist.

Das Klima des Tals des Toten Meers, das über 400 Meter unter dem Niveau des Mittelmeers liegt, ist furchtbar heiss. Eine der grössten Unannehmlichkeiten für die Siedler in dieser Gegend bilden die Sandfliegen, deren Stich Geschwüre verursacht, die "Jericho-Rose" genannt werden. Aber die jungen Pioniere, zum grössten Teil Alijah-Schüler, die aus Deutschland und Oesterreich stammen, sind voller Begeisterung und unverzagt. Jahr für Jahr vergrössern sie die bebaubare Fläche, indem sie weitere Strecken des Bodens auslaugen, und heute produzieren sie schon den grössten Teil ihrer Lebensmittel. Sie sind stolz auf ihre jungen Oliven- und Dattelbäume und zeigen den Besuchern ihre holländisch-syrischen Kühe, die imstande sind, die grosse Hitze auszuhalten. Die Siedler dort züchten Tomaten, Kartoffeln, Mais und Bananen mit erstaunlichem Erfolg und haben jetzt begonnen, Gemüse, Obst, Milch und Eier in beträchtlichen Mengen sowohl an die Angestellten der Palestine Potash Ltd. als auch nach Jerusalem zu verkaufen. Auf acht Acres Land haben sie einen künstlichen Teich für Fischzucht angelegt und haben im letzten Jahr tausende von Fischen nach Jeruselem verkauft. Die Fische nähren sich von natürlichem Futter, das der Jordan mit sich bringt.

Bewohner grösserer und reicherer Länder mögen über diese fast übermenschlichen Anstrengungen, um brauchbares Land zu gewinnen, den Kopf schütteln. Aber es kann in den dicht besiedelten und vom Hunger bedrohten Ländern, sogar in unserem eigenen ausgebeuteten, durch Erosion ruinierten Land die Zeit kommen, in der man sich über die palästinensischen Männer, die Terrassen bauen, Sümpfe trockenlegen und versalzte Gelände auswaschen, nicht mehr wundert, sondern sie nachzuahmen beginnt. Es gibt keine Kontinente mehr, die man erforschen und ausbeuten könnte. Die einzigen neuen Grenzen, die es gibt, liegen unter unseren Füssen. Was in Palästina geleistet wurde, zeigt, wie auch die Menschen anderer Länder sich Sicherheit und kulturelle Befriedigung dadurch verschaffen können, dass sie sich in Zusammenarbeit und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit wieder den Problemen des Bodens nähern. Palästina weist den Weg zu einem besseren Leben der Bauern, für eine neue Verwirklichung der moralischen Verpflichtung des Menschen gegenüber der guten Erde, die jene nährt, die sie mit Liebe betreuen.

## LEBEN

**Von Carl Busse**

*Leben, dir hab ich vertraut!*
*All mein Hoffen und Regen*
*lief dir jubelnd entgegen*
*wie einer herrlichen Braut.*

*So voll Schönheit warst du,*
*so voll Wunder ohn Ende!*
*nahm ich mein Herz in die Hände,*
*trug es gläubig dir zu.*

*Oft ergabst du dich nicht,*
*dass ich dich bitter verklagte,*
*wiesest du mir, wenn ich fragte,*
*starr dein Rätselgesicht.*

*Doch über Schmerzen und Graun*
*— ob auch das Herze mir zittert —*
*gläubig und unverbittert,*
*Leben, will ich dir traun!*

## HUGO WOLF / Von Dr. Alois Heiss

Es gibt Fälle, in denen der Mann nichts ist und das Werk alles. Hugo Wolf, in der Steiermark am 13. März 1860 geboren, Sohn eines Lederhändlers und einer weiter aus dem Süden stammenden Mutter, ist ein Schulfall dafür, wie selten einer.

Menschlich war er vorwiegend mit negativen Kennzeichen versehen. In drei Schulen kam er nicht zurecht; vom wiener Konservatorium wurde er verwiesen. In Jahren der Not, als Klavierspieler und Klavierlehrer, machte er sich abermals unmöglich. Im Winter 1881|82 fand er als zweiter Kapellmeister in Salzburg Anstellung neben Muck; Muck leistete dort das Beste, Wolf aber versagte auch hier und musste nach drei Monaten wieder gehen.

Er wurde Musikkritiker am wiener "Salonblatt". Aber er bzgeiferte andere Komponisten, darunter Brahms, und machte sich aufs neue unbeliebt.

Dann kam ihm ein Jahrzehnt lang zustatten: dass er von Freunden wirtschaftlich versorgt wurde, sodass er sich in Wiens Umgebung ganz seinen Kompositionen widmen konnte. Aber er blieb unerzogen und anmassend, überspannt und fanatisch. Als Fünfzehnjähriger hatte er nach einer "Tannhäuser"-Aufführung begeistert Wagner aufgesucht und zu dem 62-jährigen gesagt: "Meister sind zu beschieden!"; und ebenso taktvoll ist er sein Lebtag geblieben. Er selber litt unter seiner Wesensart. "Der Künstler", so schrieb er einmal, "findet seine reinste Befriedigung im Glück des Gelingens, das ihn läutert und mit sich selbst versöhnt."

*

In dem unleidlichen Menschen aber ruhten Gaben, die ihn zu einem hohen Meister des Liedes gemacht haben. Annähernd dasselbe, was für die dramatische Musik Wagner bedeutet hatte, ist, wenn auch in engerem Rahmen, Wolf für das Lied gewesen. Nicht als Wagner'scher Epigone, sondern aus eigener Kraft der Melodik und Charakteristik; mit differenzierter Ausdrucksfähigkeit auf den heterogensten Gebieten des Seelenlebens; als Neuerer in der Hingabe an den Text in der Harmonik, der Motivbildung, der Deklamation und im Hervortreten der begleitenden Musik vor der Singstimme.

Mehreren Liederreihen aus seinen Jugendjahren folgten die 53 Mörike-Lieder, die diesen schwäbischen Dichter eigentlich erst zum Leben erweckt haben; die Eichendorff-Lieder und die Goethe-Lieder; die 44 Lieder des „Spanischen Liederbuchs" (nach Heyse und Geibel) und die 46 des "Italienischen Liederbuchs" (nach Hebbel, Heine, Keller, Kerner, Reinick, Rückert, Scheffel).

In kürzesten, hochproduktiven Schaffensperioden, zwischen denen lange Perioden der Unproduktivität lagen, in den Jahren 1888-91, sind vier Fünftel dieses gesamten Liedschaffens entstanden. Etwa dreissig seiner Lieder hat Wolf auch orchestriert.

Mit Bruckner zusammen fuhr er im Jahre 1894 nach Berlin, wo Bruckners Te Deum und Mörike-Lieder Wolfs „Der Feuerreiter" und „Elfenlied", beide in der Fassung mit Orchester, aufgeführt und gut aufgenommen wurden. Diese beiden Lieder Wolfs machten seitdem als die ersten ihren Weg durch die Konzertsäle, und bald fand sich der Ruhm ein, obzwar gegen hartnäckige Widerstände. In Wien und in Berlin bildeten sich Hugo Wolf-Vereine, und eine Gesamtausgabe von Wolf-Liedern wurde in Verlag gegeben.

Ein Streichquartett in D-Moll, mit dem Motto „Entbehren sollst du, sollst entbehren", hatte er 19jährig und mit 23 Jahren eine sinfonische Dichtung „Penthesilea" komponiert. Ein Chorwerk „Christnacht" (nach Platen) entstand 1886-89. Diese Arbeiten waren ihm weniger gelungen. Das Urteil Hans Richters war nicht unbegründet, der nach einer Probe der „Penthesilea" zu den Orchestermusikern sagte: „Meine Herren, ich hätte das Stück nicht zuende spielen lassen. Aber ich wollte mir einmal den Mann anschauen, der es wagt, so über Meister Brahms zu schreiben."

Von seinen übrigen Konzertmusikwerken setzte sich die originelle, gefällige "Italienische Serenade" für kleines Orchester (1893-94) am meisten durch. Eine szenische Musik zu Ibsen's „Fest auf Solhaug" hatte er auf Bestellung und ohne Lust geschrieben.

*

In den letzten Jahren seines Schaffens wandte Wolf sich der Opernkomposition zu. "Der Corregidor" (Hext von Rosa Mayreder nach spanischer Vorlage) entstand 1894-95. Eine zweite Oper mit dem Titel "Manuel Venegas" (ebenfalls nach spanischem Sujet) nahm Wolf 1897 in Angriff.

Sie blieb Fragment, und drei gleichzeitig entstandene "Erste Gesänge nach Michelangelo" sollten sein Abgesang bleiben. Auch von dem aufsteigenden Ruhme seiner Lieder konnte Wolf nur die ersten Anfänge noch erleben.

Wie es während der ganzen Dauer seines Lebens um ihn persönlich schlecht bestellt gewesen war, so nahm es mit ihm auch ein vorzeitiges schlechtes Ende; die Syphilis zerstörte ihn. Im Alter von 37 Jahren brach bei ihm die Paralyse aus. Einem ersten Sanatoriumsaufenthalte von vier Monaten folgte ein Selbstmordversuch und darauf Dauer-Internierung in der wiener Landesirrenanstalt. Das Leben des Liedmeisters schlossen fünf Jahre Aufenthalt im Irrenhause ab; am 22. Februar 1903 erlöste ihn der Tod.

Er hatte sein Schicksal vorausgeahnt in der Ueberschrift des Schlusssatzes seiner "Penthesilea" (1883): "Kampf, Leidenschaft, Wahnsinn, Vernichtung."

Nach Wolf's Tode bestand in der Musikwelt eine Zeitlang die Gewohnheit, ihn mit dem anderen grossen wiener Liedschöpfer seiner Zeit, Brahms, zu vergleichen und beide gegeneinander abzuschätzen. Später hat man solche Vergleichsspielereien als verkehrt aufgegeben. Die Grossmeister der Musik sind inkommensurabel.

# ZEEP, DER KRIEGSGEWINNLER

VON ROBERTO J. PAYRO

Da fährt er vorbei in einem "Tonneau", das ein alter Klepper zieht, der vollendete Typ des "Parvenu" — dickbäuchig, rotgesichtig, stillvergnügt, in gestreiften Hosen und Jakke, geblümter Weste, auf der eine dicke Goldkette glitzert. Die Buben von Marolles rennen hinter dem Wägelchen her, laut klappern ihre Holzpantinen, und schreien sich heiser:

"Zeep! Zeep!"

Zeep bedeutet auf Flämisch Seife, und die Lausbuben der Rue Haute haben dieses Wort zum Spitznamen gemacht für diejenigen, die sich während des Krieges auf Kosten ihrer Mitbürger bereichert haben, indem sie zu Goldpreisen verkauften, was nicht einmal einen Groschen wert ist. Ein Zeep ist kein Hamsterer. Der Hamsterer monopolisiert gewisse Waren, um ihre Preise in die Höhe zu treiben; der Zeep stellt selber her, was er verkauft, oder wandelt gewisse Produkte in andere um.

Inzwischen sind die Buben immer hinter dem im "Tonneau" her, ohne mit ihrem Geschrei aufzuhören, aber auch ohne ihn aus der Ruhe zu bringen. Blaise Renaud ist sich viel zu sehr seines Werts bewusst, als dass eine derartig unwichtige Kundgebung ihn irgendwie stören würde. Vor allem weiss er, wenn erst sein Vermögen genügend abgerundet und gefestigt und sein Reichtum allgemein bekannt ist, wird er von Leuten umgeben sein, die ihn respektieren und ihm schmeicheln werden. Schon spürt er die Vorzeichen seines sozialen Aufstiegs, und wenn er zum Beispiel ins Café geht, ist immer jemand da, der ihm liebenswürdig einen Platz anbietet und ihm deutlich seine Ergebenheit beweist. Wenn er über den Krieg spricht, hört man ihm gern zu; wenn er sich über Geschäfte äussert, lauscht man ihm mit Interesse. Gerüchte, die er wiedergibt, Nachrichten, die er verbreitet, werden von vielen seiner Kameraden ernst genommen, in deren Ansehen er seit kurzem so sehr gestiegen ist.

Denn Blaise Renaud war vor dem Krieg nichts weiter als ein unbedeutender Bursche, eben auch einer aus der grossen Menge der kleinen Geschäftsreisenden der Lebensmittelbranche. Trotz seiner Rührigkeit, Redegewandtheit und Trinkfestigkeit in Bier, Burgunder oder Branntwein — dem jeweiligen Kunden entsprechend — konnte er kaum das Nötigste zum Unterhalt seiner Familie verdienen, die aus seiner Frau Cathérine, seiner Tochter Philoméne und seinem Sohn Boniface bestand; dieser war achtzehn Jahre alt und sollte gerade seine Lehrzeit als Tischler beenden, als der Krieg ausbrach.

Sie wohnten in einer elenden Hütte in einem der dreckigen "Impasses" der Rue Haute, und kein Sonnenstrahl drang je in ihre alten und schlampigen Zimmer. Madame Cathérine besorgte den Haushalt und nähte für ein grosses Weisswarengeschäft. Mademoiselle Philoméne half ihr dabei oder ging gegen elenden Tagelohn in ein paar Bürgerhäuser nähen.

Erfüllt von begeistertem Vaterlandsgefühl meldete sich der junge Boniface Renaud in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 als Freiwilliger und wurde ins Heer eingereiht. Dann erfuhr man, er sei in Antwerpen gewesen und habe sich tapfer an der Yser geschlagen.

Zu Anfang des Krieges war das Leben recht hart für die Familie Renaud. Blaise konnte Brüssel nicht verlassen, um seine Provinzkundschaft zu besuchen, und die wenigen Verkäufe, die er in der Stadt abschloss, brachten ihm nur eine lächerliche Provision ein, die in normalen Zeiten nicht für das Bier ausgereicht hätte, mit dem er seine Käufer anzulocken pflegte; das Weisswarenhaus gehörte einer deutschen Handelsgesellschaft, die, um ihre Warenvorräte zu retten und das Gebäude selber, dieses in eine Rote Kreuz-Ambulanz verwandelte, nachdem sie ihre Stoffe in verschiedenen Kellern verwahrt hatte; damit war Cathérine ohne Arbeit, und da in jenen Monaten alles nur daran dachte, zu sparen und Geld auf die Seite zu bringen, falls etwas Schlimmes passiere, bot Philoméne vergeblich ihre Dienste nur gegen Essen in jenen Häusern an, in denen sie gewöhnlich arbeitete.

Schliesslich ging es bei der Familie Renaud so knapp her, dass sie sich mit der Gemeindesuppe begnügen musste, wie die armseligsten Arbeitslosen. Madame Cathérine, in ihr Umschlagtuch gehüllt, zog jeden Morgen aus, einen angestossenen Tonkrug in der Hand, und nachdem sie eine volle Stunde bei Wind und Wetter in der steilen und schmutzigen Rue Haute Schlange gestanden hatte, kam sie nach Hause mit drei Litern Suppe und drei Brotrationen. Im Nu erledigten die Drei dann schweigsam und widerwillig die Suppe und das Brot; mitunter leisteten sie sich ein Paar Peilkartoffeln und eine Tasse Zichorienbrühe als Zugabe, da die Gemeindestellen diese Artikel allwöchentlich zur Verteilung brachten.

Verstört und nervös verfluchten sie den Krieg, verdammten den Angreifer, wurden weich im Gedenken an Boniface, den heldenhaften Verteidiger von Vaterland, Freiheit und Recht, schwankten zwischen Angst und Hoffnung, wenn sie von den Gefahren sprachen, denen er ausgesetzt war, und dann kamen unweigerlich als Reaktion auf ihre Weichheit die Streitereien, Beleidigungen und gegenseitigen Beschuldigungen, als ob jeder von ihnen und alle drei zusammen die Schuldigen wären an der unerträglichen Situation, die der Krieg geschaffen hatte.

"Wenn du nicht so ein Faulenzer, so ein Nichtskönner wärst, stünden wir nicht so da, wie wir stehen!" schrie Madame Cathérine.

"Ich tu, was ich kann, aber schön dumm müsste man sein, wollte man glauben, dass du keine Näharbeit finden kannst. Und was Philoméne angeht, weiss jedermann, dass es Arbeit gibt, wenn man arbeiten will, und wenn's nur in einem Haushalt als Hilfe wäre. Aber Vorsicht, dass das gnädige Fräulein sich die weissen Händchen nicht ruiniert!"

Mutter und Tochter fielen dann über den Reisenden her, der sich lange Zeit hindurch voll Wut verteidigte und angriff, sich aber schliesslich immer zurückziehen musste, um in eines jener Cafés rund um die Börse zu gehen, wo zu jener Zeit die Spekulanten herumzuwimmeln begannen, die mit jeder Art Ware handelten, von Valuten und Devisen bis zu Schnürsenkeln.

Das Geschick Blaise Renauds änderte sich ganz plötzlich. An einem Krachtag, nach einem argen Zank, in dem die drei Streitenden schliesslich handgreiflich geworden waren und er sich besiegt zurückziehen musste, während unter seinen Absätzen die Scherben eines unschuldigen Tellers knirschten, der von den unbeherrschten Händen seiner Frau zu Boden geschmettert worden war, sass Blaise bei einem Glas "Faro" in der Brasserie Flamande, als sich ein kleiner Fabrikant aus der Umgebung von Lüttich, einer seiner Bekannten, zu ihm an den Tisch setzte. Der Fabrikant musste sofort wieder wegfahren und befand sich in Schwierigkeiten, weil er nicht all die Artikel hatte kaufen können, deren er eilig bedurfte.

"Ich könnte mich ja mit dem Einkauf befassen", sagte Blaise, der früher schon zu Friedenszeiten einige Geschäfte mit dem Lütticher gemacht hatte.

Dieser gab ihm gern den Auftrag, froh, so gut wegzukommen, als er schon verzweifelt war, rechtzeitig eine Vertrauensperson zu finden, die er hätte damit betrauen können. Es handelte sich um Maschinenöl und Rohmaterialien im Wert von einigen tausend Franken, und die Provision für Blaise sollte umso höher sein, je günstiger der Kaufpreis wäre.

Dann rannten sie weg, der Fabrikant, um den Zug zu erreichen, und Blaise, um die bestellten Artikel zu suchen. Das Glück war ihm hold, und in wenigen Stunden konnte er das Geschäft in zufriedenstellender Weise abschliessen. Wunderbarerweise kamen die Waren ohne grössere Verzögerung und in gutem Zustand an; Blaise erhielt seine Provision, von da ab hielt er sich dauernd und voll neuer Hoffnungen in den improvisierten Börsen auf, machte sich immer mehr an die Spekulantengruppen heran, auf der Lauer nach irgendeinem Gelegenheitsgeschäft.

Die günstige Gelegenheit liess auf sich warten, aber schliesslich kam sie doch. Der Lütticher schrieb ihm, bestellte eine neue Warensendung und kündigte ihm an, dass einer seiner Kollegen, Inhaber einer bedeutenden Fabrik, ihn mit einigen Käufen zu betrauen gedenke, und wenn Blaise diese zur Zufriedenheit ausführe, hätte er nicht mehr zu klagen, denn dann würden die Aufträge immer häufiger und damit die Provisionen.

Blaise Renaud hatte übergenug Zeit gehabt, um die unglaublichen Preisschwankungen bei jeder Art von Artikel zu beobachten. Die Muster gingen von Hand zu Hand in der hin und her wogenden Menge, und was am einen Ende des Cafés zum Beispiel noch mit einem Franken bewertet wurde, kostete schon anderthalb Franken, wenn es zu den Mitteltischen kam, und galt zwei- oder zweieinhalb Franken, wenn es am anderen Ende angelangt war. Und er war kein solcher Neuling, dass er glaubte, all jene Leute benötigten den fraglichen Artikel, denn wäre es so gewesen, hätte ihn doch jemand auf halbem Weg behalten und nicht zugelassen, dass alle damit Geschäfte machten. Natürlich kauften und verkauften viele dieser Spekulanten ohne Deckung und hatten bestenfalls gerade so viel Geld, dass sie die Differenz bezahlen konnten, falls sie keinen Höherbietenden fanden. Und oftmals verspürte er grosse Lust, dasselbe zu machen, zu spielen wie die übrigen, und dabei Gefahr zu laufen, in die Hände der Justiz zu fallen. Doch wenn auch Blaise über ein hinreichend dehnbares Gewissen verfügte, fehlte es ihm doch an Schneid, und die Aussicht auf das Gefängnis flösste ihm Schrecken ein. Hätte er mit Straflosigkeit rechnen können, er hätte ohne Deckung nicht nur — sagen wir — etliche Tonnen Weizen verkauft, sondern den Justizpalast selber mit dem Poelaertplatz und allem Drum und Dran. Doch war es schon so, dass er nicht mit Straflosigkeit rechnen konnte, bis . . .

Ja, bis sein Fabrikant aus Lüttich und dessen Kollege ihn beauftragten, eine grosse Partie Waren einzukaufen.

In der Sicherheit, am Schluss der Operation einen leibhaftigen Käufer zu finden, gut versorgt mit barem und klingendem Geld, kaufte und verkaufte er dieselben Artikel zwei- oder dreimal und steckte dabei jedesmal kleine Verdienste ein, die zusammengenommen eine hübsche Summe ausmachten. Dieses Techtelmechtel von Kaufs- und Verkaufsverpflichtungen, mit Bleistift auf Zettel geschrieben, die durch so viel Hände gingen, bis sie ganz verknittert waren, hätte er noch länger fortgesetzt, wären ihm nicht Skrupel gekommen, den Versand der bestellten Waren allzulang zu verzögern, und in diese Skrupel mischte sich noch die gesunde Angst, seine Auftraggeber würden ihm keine Aufträge mehr zukommen lassen und ihm so die Möglichkeit nehmen, neue Gewinne bei diesen wilden Spekulationsgeschäften zu machen.

In jenen Tagen kam er nach Hause, strahlend vor Zufriedenheit, beladen mit etlichen Flaschen Gueuze Lambic, um sie in trautem Verein mit seiner rotblonden Cathérine zu trinken, deren Humor sich zusehends besserte, je mehr Franken zur Tür hereinkamen.

"Sei sehr vorsichtig", sagte sie trotzdem eindringlich. "Lass dich nicht erwischen. Gar zu schlau bist du auch nicht, und es gibt viele, die dir ein Bein stellen könnten. In solchen Sachen muss man sehr gerissen sein und zusehen, dass man sich die Finger nicht verbrennt."

"Nur keine Angst, Frau", erwiderte Blaise, auf dessen pausbackigem Gesicht die Farben der Gesundheit wieder erschienen, und aus dessen Mund von neuem die lauten Lachsalven des vergnügten Handelsreisenden erklangen. "Da muss einer schon sehr gerieben sein, wenn er mir eins auswischen will, denn ich denke ja nicht daran, mich ohne genügende Rückendeckung zu exponieren. Bis jetzt habe ich nur gegen feste Kaufsorder gearbeitet, und von diesem Prinzip werde ich nicht abgehen, auch wenn sich mir die Gelegenheit bietet, ganze Berge Geld zu verdienen."

"Ich sage es ja nicht deshalb!" rief dann Cathérine aus. "Du wärst ein Trottel, wenn du dir aus Angst eine gute Gelegenheit entgehen liessest. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Was ich sagen möchte, ist, dass du dich nicht in Dummheiten und Verrücktheiten einlassen sollst für einen Pappenstiel."

Jedenfalls, da der Gewinn nicht viel mehr als tausend Franken ausmachte, stellte sich Cathérine allmorgendlich weiter bei der Brot- und Suppenverteilung an. Das Geld wurde für den Notfall verwahrt, ohne dass mehr davon angerührt wurde, als zur Anschaffung von ein paar Fetzen und für die kleinen Ausgaben von Blaise nötig war: seinen Obourg-Tabak, zwei oder drei Gläser "Faro" in der "Börse", wo er schon anfing, eine bekannte Persönlichkeit zu werden, und für die Flasche Gueuze, die sie vor dem Schlafengehen tranken.

Inzwischen verstrichen die Monate, der Frühling 1915 näherte sich mit Riesenschritten; es sah nicht aus, als ob der Krieg zu Ende ginge, und die Renauds erhielten keinerlei Nachricht von Boniface. Dies Schweigen beunruhigte sie. Cathérine sprach oft von ihrem Sohn mit zärtlicher Rührung, verfluchte den Krieg und seine Schrecken und gab dem heftigen Wunsch Ausdruck, die Schlächterei möge mit der Vernichtung der Mörder enden, die sie heraufbeschworen hatten.

"Wann wird dieser verdammte Krieg aufhören?! Diese Schurken!"

Eines Tages bot sich Blaise die Gelegenheit, zu angemessenem Preis eine Partie Toiletteseife zu kaufen. Ueberzeugt, dieses Mal Geld zu verdienen, denn schon begann der Artikel vom Markt zu verschwinden, beschloss er, seine Ersparnisse für das Geschäft zu riskieren. Cathérines Rat ermutigte ihn, denn das ist sicher — wer nicht wagt, gewinnt nicht. Er kaufte also die Seife, um sie daraufhin kleinweis abzusetzen, wobei der Gewinn von Tag zu Tag stieg.

Als er etwa die Hälfte der Ware verkauft hatte, gelangte er zu der Ueberzeugung, dass Seife in wenigen Monaten unerhört hohe Preise erzielen würde. Und er fing an, sich zu überlegen, wie er das einbringliche Geschäft weiter betreiben solle, ohne dabei die Rolle des Einkäufers aufzugeben.

Im Gewühl des Börsenpublikums brachte ihn der Zufall eines Tages mit einem ehemaligen Vorarbeiter einer der grossen Seifenfabriken in Verbindung, die von der Besatzung beschlagnahmt worden war, da sie einer englischen Firma gehört hatte; und während sie ein Glas "Faro" schlürften, begann der beschäftigungslose Arbeiter sich über sein Unglück zu beklagen.

"Dabei könnte ich mit ein paar hundert Franken reich werden. Die Seifenfabrikation ist eines der einfachsten Dinge der Welt. Man benötigt dazu weder grosse Kapitalien, noch ein grosses Lokal, noch auch kostspielige Maschinen. Man braucht nur etliche Bottiche, Talg, Oel, Lauge und ein bisschen Essenz."

"Wieviel hätten Sie nötig, um mit der Fabrikation beginnen zu können?"

"So an die fünfhundert Franken wären genügend für die Einrichtung, besonders jetzt, wo so viele Werkstätten leerstehen. Und ich bin sicher, dass die Fabrik sich aus eigenem Gewinn in wenigen Monaten vergrössern würde."

"Wir sprechen noch darüber", sagte Blaise nachdenklich. "Kommen Sie alle Tage in die "Börse"?"

"Ich komme nicht gerade hierher. Ich laufe da- und dorthin auf der Suche nach irgendetwas, das mir mein Essen einbringt. Doch wenn eine Möglichkeit besteht, komme ich, wann Sie wollen."

"Also nächsten Dienstag erwarte ich Sie hier um dieselbe Zeit."

Am Dienstag hatte er alle Seife verkauft und seine tausend Franken in zwölfhundertfünfzig verwandelt; ausserdem hatte er einige zweihundert Franken bei seinen letzten Spekulationsgeschäften verdient.



Der ehemalige Vorarbeiter liess bei dem Stelldichein nicht auf sich warten, das mit einem Gesellschaftsvertrag endete: Blaise und Gregoire wollten bei der Seifenherstellung zusammenarbeiten. Da Blaise das Kapital stellen und den Verkauf übernehmen würde, solle sein Anteil an der Fabrik zwei Drittel ausmachen; das dritte Drittel solle Gregoire gehören. Die Gewinnabrechnung habe vierteljährlich zu erfolgen, und wenn ein beträchtlicher Gewinn erzielt werde, solle ein zwischen fünf und zwanzig Prozent schwankender Teil zur Vergrösserung des Geschäfts verwendet werden, vorausgesetzt, dass die Geschäftspartner nicht beschlössen, einen grösseren Betrag zu diesem Zweck zu investieren.

Sie suchten ein Lokal und fanden in Anderlecht einen grossen leerstehenden Schuppen hinter einem Gemüseladen, der von einer alten Freundin Gregoires betrieben wurde. Der Schuppen wurde ihnen dank der Empfehlung der Gemüsehändlerin kostenlos überlassen, unter der Bedingung, ihn in gutem Zustand zu erhalten und die unbewohnte, aber möblierte Wohnung in den beiden oberen Stockwerken zu überwachen. Da in dem Raum eine Wagenreparaturwerkstätte gewesen war, hatte er Schornsteine, und so konnte die Fabrikation beginnen. Die ersten Erzeugnisse waren infolge der unzulänglichen Utensilien recht minderwertig, jedoch konnte Blaise sie mit einem ziemlich hohen Gewinn loschlagen, da die Seifenpreise dauernd stiegen. Dann wurden sie besser, beinahe gut, und der Vertreter machte sich in vielen Geschäftshäusern beliebt, die er, zu seinem alten Beruf zurückkehrend, besuchte. Doch die Fettrohstoffe begannen zu steigen und knapp zu werden.

Blaise fing an, das Schlachthaus von Cureghem aufzusuchen, dann das von Brüssel, dann das von Schaerbeck, kurz, alle Orte, wo Fette angehäuft wurden, und Talg der schlechtesten Qualität, Abfälle von an Krankheiten eingegangenen Tieren, fauligen Talg zu kaufen. Dem Schuppen entströmte ein unerträglicher Gestank. Zum Glück für die Alchimisten hatten sie nicht mehr unmittelbare Nachbarschaft als die Gemüsehändlerin, die sich aufgrund ihrer guten Beziehungen zu Gregoire nicht allzusehr beklagte.

Doch steht fest, dass manche Leute — ob mit, ob ohne Grund — behaupteten, die von gewissen Firmen, Kunden von Blaise, verkaufte Seife rufe Hautkrankheiten hervor. Die Behörden, diesmal tatkräftig, beschlagnahmten an verschiedenen Orten die ganze Seife, um eine chemische und bakteriologische Untersuchung vorzunehmen, und stellten die Herkunft des Artikels fest. Obwohl viele Geschäftsleute den Namen von Blaise Renaud nicht wussten, kannten ihn doch einige, und etliche gaben ihn bekannt, wobei sie Strasse und Hausnummer des Verkäufers hinzufügten. Ein Freund warnte ihn vor dem Gewitter, das sich über seinem Haupt zusammenzog.

Blaise rannte zu Gregoire, bevor die Polizei Zeit hatte, ihn zu vernehmen.

"Deshalb brauchst du kaum zu erschrecken", sagte sein Geschäftspartner. "Wenn du nicht geschwätzt hast, wer könnte schon der Polizei erzählen, dass wir hier eine Geheimfabrik haben? Das Haus wurde von mir, nur von mir gemietet, denn sonst hätte meine Freundin, die Gemüsefrau, es nicht zu so günstigem Preis überlassen, nachdem sie doch viel mehr verdienen könnte."

"Man wird mich aber fragen, wo die Seife herkommt, und ich weiss nicht, was antworten."

"Kommen nicht Unbekannte auf die Börse, die Waren verkaufen, und nachher verschwinden, ohne dass man sie je wiedersieht?"

"Oft genug."

"Also — braucht man sonst noch was zu sagen, als dass du von einem solchen eine Partie Seife gekauft hast, und dass gerade dies die beanstandete Partie ist."

"Ja. Aber einer Geldstrafe werde ich nicht entkommen und vielleicht einigen Monaten Gefängnis."

"Eine kleine Geldstrafe ja, aber keinerlei Gefängnis. Die Richter sind sehr mild und können doch nicht alle Welt bestrafen."

"Schon möglich. Aber auf alle Fälle müssen wir das Geschäft zusperren."

"Das Geschäft aufgeben, gerade jetzt, wo es anfängt, wirklich etwas einzubringen. Ich denke nicht daran! Wir werden mit mehr Vorsicht vorgehen, das ist alles."

Es war ein falscher Alarm, denn die chemische Analyse ergab lediglich Fabrikationsfehler, die keinen Schaden verursachen konnten. Der mit der Untersuchung beauftragte, mit Arbeit überlastete Beamte hatte sicher eine so nebensächliche Angelegenheit beiseite geschoben oder hatte die Analyse an Hand eines der zu Anfang fabrizierten Stücke gemacht.

So wurde also weiter fabriziert und verkauft. Sie machten schon eine schöne Menge von Seifen aller Sorten: Toiletteseife, "genre Sunlight", "genre Marseille", Kernseife, Schmierseife, wobei sie jedesmal Rohstoffe verwendeten, die Blaise in den Schlachthäusern auftrieb, vor allem in der Abteilung für verdorbenes Fleisch.

Schliesslich brachten sie die "Saponine Renaud", einen Seifenersatz, heraus. Mit diesem Namen waren sie gegen jede unangenehme Verdächtigung gedeckt, denn sie behaupteten ja nicht, richtige Seife herzustellen, sondern ein Produkt, das wohl oder übel diese ersetzen konnte. Sie liessen den Namen und die Marke eintragen und überschwemmten die Zeitschriften mit Reklame jeglicher Sorte. Sie begannen, die Franken nach Tausenden zu verdienen, es war nötig, die Fabrik zu vergrössern. Da sie nun keinen Grund mehr hatten, sich zu verstecken und die früheren Fabrikationsmethoden aufgegeben hatten, verliessen sie das geheimnisvolle Lokal in Anderlecht und installierten sich in einer alten Fabrik, die seit Kriegsanfang wegen Mangels an Rohstoffen aufgelassen war.

Blaise hatte inzwischen seine alten Vertretergeschäfte nicht vernachlässigt, vielmehr verlieh er ihnen ungeheuren Aufschwung. Er verschmolz sie jetzt mit etwas Hamsterei. Er fing an, in der Hoffnung auf Preissteigerung billige Dinge aufzustapeln, wie zum Beispiel Schuhbänder, Zündhölzer. Er kaufte, was ihm in die Hände fiel, und er sandte Emissäre nach allen Stadtvierteln, dann nach Brabant, hernach nach den übrigen Provinzen, in denen man noch ohne Pass reisen konnte.

*

Um jene Zeit betraten eines Nachmittags Madame Cathérine und Philoméne, die noch die in der Rue Haute übliche hochgekämmte Löckchenfrisur und das wollene Umschlagtuch nicht aufgegeben hatten, sehr vergnügt eines der besten Juweliergeschäfte der Rue Royale, wo es derer verschiedene sehr vernehme gibt.

Die Geschäftsinhaberin, die sich allein hinter dem Ladentisch befand, war überrascht, als sie solch merkwürdige Besucherinnen sah. Doch ihre Ueberraschung ging in Verblüffung über, als Madame Cathérine mit deutlichem "Marolien"-Akzent zu ihr sagte:

"Zeigen Sie mir Perlketten."

"Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass es in meinem Hause keine falschen Steine gibt", erwiderte die Juwelenhändlerin.

"Das will ich wohl glauben."

"Und dass die echten sehr teuer sind."

"Das weiss ich ganz genau. Zeigen Sie mir echte Perlketten, denn gerade sowas möchte ich haben."

Etwas beunruhigt, entschloss sich die Juwelenhändlerin trotzdem, ein Kettchen mit kleinen und minderwertigen Perlen herauszunehmen, nicht ohne vorher mit dem Finger auf die elektrische Klingel zu drücken, die das Personal herbeirief.

"Sie brauchen sich nicht zu fürchten, auch nicht um Hilfe zu rufen", äusserte Madame Cathérine voll Ruhe. "Und zeigen Sie mir etwas Besseres als diesen Dreck da. Schauen Sie, hier habe ich genug, um eine Kette oder zwei zu bezahlen, wie sie die Königin Elisabeth selber hat."

Und damit zog sie eine dicke Rolle Tausendfrankenscheine aus der Rocktasche und haute sie mit ihrer roten und aufgesprungenen Hand auf den Ladentisch.

Sie probierte verschiedene Ketten, drehte und wendete sich vor dem Spiegel, fragte Philoméne mit lautem Gelächter um ihre Meinung und sagte Zoten zu der Juwelierin und ihrem Gatten, der ins Geschäft heruntergekommen war. Endlich kaufte sie ein Kollier zu zwanzigtausend Franken, liess es gleich am Hals, und indem sie sich in ihr Umschlagtuch hüllte, verliess sie sehr geruhsam den Laden, gefolgt von ihrer Tochter, die sich einen Ring mit einem Riesenstein gekauft hatte.

"Scheint, dass die noch nie Leute mit Geld gesehen haben", bemerkte Madame Cathérine im Hinausgehen. "Und dabei ist das doch ihr Beruf. Hast gesehen, mit was für Augen die uns angeschaut haben?"

"Wohl, weil wir nicht ungezogen gehen wie Kokotten oder wie Hofdamen. Kaum, dass wir aussehen wie bescheidene Bürgersleute."

"Die Kleider kommen auch noch. Besser war's, erst einmal dies zu kaufen. Die Hausmeisterin hat mir gesagt, heutzutage sind Schmucksachen die beste Geldanlage, vor allem Perlen. Diamanten sind sehr teuer und fallen, sobald der Krieg aufhört. Und bei Papiergeld ist es möglich, dass es gar nichts mehr wert ist. Das verliert schon jetzt in schauerlicher Weise an Wert. Mit den Perlen haben wir immer unsere zwanzigtausend Franken."

*

Das Innere des Hauses von Blaise Renaud fing an, wie ein Trödelladen auszusehen, denn Mann, Frau und Tochter kauften aufs Geratewohl jeglichen Kramskrams, der ihnen hübsch oder wertvoll erschien. Sogar Bilder — und was für Bilder! — kauften sie.

Von der besten Schneiderin des Viertels hatten sie sich einkleiden lassen, die sie aus "Maroliennes" in Vogelscheuchen verwandelte. So fuhren sie allsonntäglich im "Tonneau" von Blaise aus, um sich in der Stadt zur Schau zu stellen, und von Bierlokal zu Bierlokal zu ziehen.

Philoméne, die kaum lesen konnte und einen ausserhalb der Rue Haute unverständlichen Dialekt sprach, beschloss, Klavier spielen zu lernen. Dreimal wöchentlich kam eine Lehrerin, um ihr Unterricht zu geben. Der Tonleitern und Fingerübungen überdrüssig, verlangte sie, dass die Lehrerin sie "etwas" lehre, mit dem sie sich produzieren könne. Die Lehrerin brachte ihr also Takt für Takt und während langer Monate die schwierigen, für Philoméne aber köstlichen Geheimnisse des "Gebets einer Jungfrau" bei, das sie schliesslich spielen konnte, ungefähr